

JOHANNES LINDWORSKY

**DAS SEELENLEBEN
DES MENSCHEN**

PETER HANSTEIN VERLAG G.M.B.H. BONN

DIE PHILOSOPHIE
IHRE GESCHICHTE UND IHRE
SYSTEMATIK

IN VERBINDUNG MIT FACHGELEHRTEN

HERAUSGEGEBEN VON

D DR. THEODOR STEINBÜCHEL

PROFESSOR DER PHILOSOPHIE AN DER UNIVERSITÄT GIESSEN

ABTEILUNG IX

BONN 1934

PETER HANSTEIN VERLAGSBUCHHANDLUNG

DAS SEELENLEBEN
DES MENSCHEN

EINE EINFÜHRUNG IN DIE PSYCHOLOGIE

VON

DR. JOHANNES LINDWORSKY

PROFESSOR DER PSYCHOLOGIE AN DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT PRAG

BONN 1934

PETER HANSTEIN VERLAGSBUCHHANDLUNG



PS 130

470/1987

(b 470)

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright 1934 by Peter Hanstein, Verlagsbuchhandlung. Printed in Germany.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

INHALT.

	Seite
Vorbemerkung	3
I. Das Seelenleben und sein Träger	5
1. Der Weg zur Seele	5
2. Die Seele als geistige Substanz	6
II. Das Erkenntnisleben des Menschen	7
1. Die Sinneseindrücke und ihre Verarbeitung	7
2. Der psychophysische Parallelismus als methodisches Forschungsprinzip	9
3. Empfindung und Vorstellung	10
4. Reproduktion der Vorstellung. Physiologisches Gedächtnis	11
5. Metaphysische Folgerung: die Unsterblichkeit der Seele	14
6. Gedächtnisvorstellung, Denken und Phantasie	15
7. Die Leistung des Denkens	17
8. Bemerkungen über mystisches Erkennen	18
III. Menschliches Kunsterleben und Kunstschaffen	19
1. Psychologische Analyse des einfachen Kunsterlebens und -schaffens	19
2. Kunsttheoretische Fragen im Lichte der Psychologie	20
IV. Persönlichkeit und Charakter — Ziele und Wege zu einer Charakterologie	21
1. Klärung der Begriffe	21
2. Ziele und Methoden der Charakterologie	22
V. Vom Fühlen des Menschen	23
1. Erkenntnis- und Gefühlsleben	23
2. Niedere-sinnliche und höhere-geistige Gefühle	25
3. Das Wertfühlen	27
VI. Vom menschlichen Willensleben	28
1. Die verschiedenen Erlebnisklassen	28
2. Das Streben	28
3. Willensakt und Willenshandlung	30
4. Die vulgäre „Willensenergie“	32
5. Von der Willensfreiheit	33
6. Einwände gegen die Willensfreiheit	34
7. Der Trieb	35
8. Die Aufmerksamkeit als innere Willenshandlung	36
9. Der Ausbau der äußeren Willenshandlung. — Von der Sprache	37
VII. Recht, Sitte, Kultur	40
1. Die irrationalen Faktoren	40
2. Recht und Sittlichkeit	40
3. Sitte und Brauch	41
4. Fortschritt und Stillstand der Kulturen	41

	Seite
VIII. Die Religion	42
1. Psychologischer Ursprung des Gottesglaubens	42
2. Gottesglaube, Gebet, Opfer	44
IX. Schlaf und Traum	45
1. Der Schlaf	45
2. Der Traum	46
X. Suggestion und Hypnose	48
1. Die Suggestion	48
2. Die Hypnose	49
XI. Psychoanalyse und Individualpsychologie	50
1. Die Psychoanalyse	50
2. Die Individualpsychologie	52
XII. Das tierische und das menschliche Seelenleben	54
1. Die tierische Erkenntniswelt	54
2. Das Gefühlsleben des Tieres	55
3. Das tierische Handeln	55
4. Metaphysische Folgerungen aus den Tatsachen der tierischen Erkenntnis	57
XIII. Theorien über das Verhältnis von Leib und Seele	57
1. Der Dualismus von Leib und Seele	57
2. Die Theorie der Wechselwirkung	58
3. Der psychophysische Parallelismus	59
4. Die Theorie der einheitlich-substantiellen Ganzheit von Leib und Seele	60
XIV. Das Mensch- und Weltbild unter Berücksichtigung der psychologischen Erkenntnisse	61
1. Der Ursprung der Menschenseele	61
2. Das Bild vom Menschen	62
3. Der Ernst des Menschenlebens in der Welt	62
XV. Allgemeine Übersicht über Richtungen und Gebiete der Psychologie	63
1. Psychologische Richtungen nach ihrem Gegenstand	63
2. Die Psychologie nach ihren Zielen	65
3. Richtungen und Sondergebiete der modernen Psychologie nach Stoffen, Methoden und wissenschaftlichen Prinzipien	66

DAS SEELENLEBEN DES MENSCHEN

EINE EINFÜHRUNG IN DIE PSYCHOLOGIE

VON

JOHANNES LINDWORSKY

VORBEMERKUNG.

Die moderne Psychologie bemüht sich, Einzelwissenschaft, Fachwissenschaft zu werden. Somit verzichtet sie darauf, ihre Einzelergebnisse in eine Gesamtdarstellung der Philosophie, die vor allem die allgemeinsten, größten Linien einer Welt- und Lebensauffassung sammeln und sie begründen will, aufgenommen zu sehen; um so lieber, wenn diese Einzelergebnisse doch nur als Exzerpt, schließlich gar als Exzerpt eines Exzerptes erscheinen könnten. Hingegen ist sie der Meinung, das Bild des menschlichen Seelenlebens, wie sie es jetzt auf Grund ihrer Forschungen entwerfen könne, weiche nicht wenig von dem ab, das sich sowohl der Laie unserer Zeit wie auch, mehr oder weniger deutlich erweisbar, der Philosoph der Vorzeit gestaltet hat, und diese Abweichungen seien theoretisch wie praktisch bedeutsam. Darum ist es Aufgabe dieser Abteilung unseres Gesamtwerkes, jenes neue Bild des menschlichen Seelenlebens in groben Strichen zu zeichnen.

Im allgemeinen war das Bild des Seelenlebens beim Laien wie beim Philosophen der Vorzeit zu spiritualistisch ausgefallen, während der Entwurf mancher modernen Forscher einen bedenklich materialistischen Einschlag verrät. Sehen wir richtig, so ist diese materialistische Nuance durch die Vernachlässigung der von der Vorzeit fast ausschließlich gepflegten Erforschung metaphysischer Probleme der Psychologie veranlaßt. Wir werden deshalb diesen Fragen den gebührenden Raum zu gönnen haben. Ihre Beantwortung soll dann als Leitstern bei der Herausarbeitung des Gesamtbildes dienen.

Es dürfte kaum dem Geschmack des heutigen Lesers, aber ebensowenig dem Stand heutiger Psychologie und Philosophie entsprechen, die Behandlung der empirischen Dinge von den mehr metaphysischen allzu scharf zu trennen. Wir werden es darum unternehmen, das menschliche Seelenleben zu schildern und jeweils an seinem Ort einen metaphysischen Ausblick zu tun, wo es zur Orientierung für die nächste Wegstrecke erforderlich zu sein scheint. Da somit die Psychologie nie von metaphysischen Voraussetzungen und Folgerungen — auch eine rein positivistisch sich gebärdende Empirie hat ihre Metaphysik im Glauben an den Mechanismus ihrer „Gesetzlichkeit“ und in der Ablehnung bestimmter metaphysischer Ausdeutungen des Erfahrenen — frei war noch je sein wird, da weiter die Situation der heutigen psychologischen Forschung zu solchen letzten Fragen drängt und sie weithin bewußt aufgreift, so will und kann sie bei allem Mühen um Feststellung des tatsächlichen menschlichen Seelen-

lebens auf die Verbindung mit der Philosophie nicht verzichten. Ihr Forschungsgegenstand wie ihr Forschungsziel und der heutige Forschungsstand rechtfertigen daher durchaus die Behandlung der Psychologie in einem Ganzen der Philosophie, wie es das vorliegende Werk darbieten will.

Daß der Verfasser die Darstellung des Seelenlebens so gibt, wie sie sich ihm selbst auf Grund selbständiger Forschungen zeigt, darf er wohl als sein Recht und als didaktische Befugnis in Anspruch nehmen, ohne sich immer mit abweichenden Meinungen auseinanderzusetzen. Auch daß er in einer Einführung in das Seelenleben des Menschen nicht nach irenischem Eklektizismus, sondern nach einer charaktervollen, eigener Forschung erwachsenen Zusammenschau strebt, wird man zu würdigen wissen.

Literatur: Nur solche Werke aus dem Gebiete der Psychologie seien hier genannt, auf die im folgenden Bezug genommen wird oder die den Leser weiterführen können:

Johs. Lindworsky, Experimentelle Psychologie⁵. München 1932. — Ders., Theoretische Psychologie im Umriß⁴. Leipzig 1932.

Eine nahezu vollständige Zusammenstellung der Ergebnisse der heutigen Forschung bietet Jos. Fröbes, Lehrbuch der experimentellen Psychologie³. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1923—29.

Eine anziehend geschriebene Übersicht über Teil- und Anwendungsgebiete der Psychologie nebst reicher Literaturangabe bei H. Henning, Psychologie der Gegenwart². Berlin 1933.

Von philosophischer Literatur seien genannt: Jos. Geysler, Die Seele. Leipzig 1914. — Konst. Gutherlet, Der Kampf um die Seele². Mainz 1903. — Ludw. Busse, Geist und Körper, Seele und Leib². Leipzig 1913 (hier reiche Literaturübersicht zu diesem Problem).

Neuere Einführungen verbinden empirische und philosophische Forschung in der Psychologie, so: Jos. Geysler, Lehrbuch der allgemeinen Psychologie³. 2 Bde. Münster i. W. 1920. — Al. Müller, Psychologie, Versuch einer phänomenologischen Theorie des Psychischen. Berlin und Bonn 1927.

I. DAS SEELENLEBEN UND SEIN TRÄGER.

1. Der Weg zur Seele. Es möchte bisweilen scheinen, die Worte „Seele“ und „Seelenleben“ verwiesen den Hörer bzw. den Leser in ein weit, weit abgelegenes, völlig unbekanntes Land, in dem nur neblichte Schemen ohne markante Züge festzustellen wären, das darum auch nichts Anheimelndes, nichts Anziehendes enthielte. Das stammt offenbar von der uns Menschen wesensnotwendigen Zuwendung zur sinnlich-wahrnehmbaren Körperwelt. Aber machen wir einmal folgendes Gedankenexperiment: Alles mit unsern Sinnen Erfassbare an unsern Mitmenschen sei unsern Sinnen nicht mehr erreichbar. Dagegen wüßten wir sehr genau, was sie dächten, was sie liebten und haßten und was sie verwirklicht haben möchten. Blicke damit noch etwas übrig, was den Namen Seelenleben verdiente? Zweifellos und wohl das Bedeutsamste vom Seelenleben, auch wenn alles Anschauliche entschwände. Und wäre das etwas uns völlig Fremdes? Keineswegs, sondern es wäre etwas uns aus unserem eigenen Erleben völlig Geläufiges. Daß dieses Erleben das Anschauliche entbehrte, will noch nicht besagen, daß es dieses auch vermissen ließe und uns darum fremdartig vorkäme. Bedenken wir doch, daß es den ersten Erforschern und Beobachtern des Denkens erwiesen zu sein schien, fast all unser Denken vollziehe sich fern jeder Anschauung, und daß es erst einer späteren raffinierten Technik gelang, das Vorhandensein und die Mitwirkung anschaulicher Vorstellungen auch beim abstrakten Denken wahrscheinlich zu machen. Also, nichts steht uns so nahe und ist uns so geläufig, so inhaltreich und so bestimmt wie seelische Tätigkeit, Seelenleben. Wie aber zu jeder Tätigkeit ein Täter gehört, nicht nur deshalb, weil es sich in unserer Erfahrung niemals anders zeigt, sondern weil dies ein wesensnotwendiger Zusammenhang ist, so verlangt auch die Tatsache eines Seelenlebens die zugehörige erlebende Seele. Gelang uns im Leben irgendeine Leistung von Wert, dann schwanken wir auch nicht einen Augenblick mit der Antwort auf die Frage: Wer hat das geleistet? „Ich“, antworten wir, legen damit das Subjekt der in Frage stehenden seelischen Leistung fest und stellen so durchaus richtig und tief Seele und erlebendes Ich gleich.

Damit haben wir aber auch den Standpunkt gewonnen, von dem aus eine richtige Kennzeichnung der Seele möglich ist. Wir werden nicht nach dem unzulässigen Bilde eines sich in der Längsrichtung erstreckenden Hauches greifen, um uns bewußt zu machen, was in dem Begriff Seele beschlossen ist, wir wenden uns vielmehr unseren Erlebnissen und Bewußtseinsleistungen zu.

2. Die Seele als geistige Substanz. Wollen wir wissen, was die Seele ist, so wenden wir uns an das erlebende Ich. Wollen wir das Ich ganz erfassen, so fragen wir weiter, was und wie beschaffen die Seele sei. Da begegnet uns zunächst die Unterscheidung von Substanz und Akzidenz. Substanz wird genannt, was in sich selbst Selbststand hat. Was an einem Ding zufällig so ist, was ebensogut anders sein könnte, ohne daß das betreffende Ding darum aufhörte, es selbst zu sein, heißt Akzidenz. „Als letzter Träger der Akzidenzen hat die Substanz Selbststand und wird durch ihn definiert. Am klarsten wird dessen Bedeutung wieder an uns selber. Die Geschlossenheit unseres Bewußtseins, die Ichheit alles dessen, was zu uns gehört, das Subjektsein für alle vorübergehenden Tätigkeiten, für alles Tun und Erleiden ist nur der Ausdruck für diesen Selbststand auf der menschlichen Seinsstufe. Alles an uns gehört zum Ich, das Ich gehört zu nichts, ist nicht wieder Tun oder Eigenschaft eines anderen, steht gleichsam auf sich. Daß es so ein Letztes geben müsse, ergibt sich aus einer einfachen Überlegung. Wenn also überhaupt etwas ist, so ist Substanz... Beim Menschen ist der Selbststand als solcher bewußt oder kann wenigstens durch naheliegende Reflexion leicht zu Bewußtsein gebracht werden, das Ich besitzt sich, wenn auch nur in gewissem Grade. Eine solche Substanz, die natürlich bewußt sein muß und die ein in sich geschlossenes Ich ist, nennt man Person. Im Tier ist nur noch ein Gleichnis dieses Selbstbesitzes, in der Pflanze ein Schatten, im Anorganischen fast nur ein Schatten des Schattens... Die Erkenntnis der Substanz ist nicht getrennt von der der Akzidenzen zu denken oder umgekehrt die der Akzidenzen ohne die der Substanz. Das Ich wird erfahren in seinen Akten, die von der Ichheit bis ins Letzte durchdrungen sind; Akte aber, die keinem Subjekte zugehörten, sind ihrerseits undenkbar“¹⁾.

Von hier aus ist der Zugang zum Wissen von der Beschaffenheit der Seele nicht zu verfehlen. Die Substanz wird in ihren Akzidenzen, die Seele darum in ihren Akten erkannt. Wir greifen deshalb nach den höchststehenden Akten des Erkennens und Wollens, wie wir sie nur dem reifen Erwachsenen, aber niemals dem Tier zubilligen. Auch vor jeder tieferen einzelwissenschaftlichen Analyse leuchtet ein, daß diese in der Selbsterkenntnis, in der Reflexion auf das eigene Ich und in der bewußt freien Wahlentscheidung zu suchen sind. Diese Akte aber sind unräumlich. Man kann ihnen sinnvoll keine Prädikate der Materie im eigentlichen Sinne beilegen. Ihr Sein und darum auch das Sein ihres Trägers, der Seele, ist immateriell oder geistig. „Im Denken, besonders in den vergleichenden Urteilen müssen... verschiedene Dinge dem nämlichen urteilenden Selbstbewußtsein gegenwärtig sein. Hätte dieses Bewußtsein Ausdehnung, so wäre ein Teil nicht der andere; was der eine Teil wüßte, wäre dem andern unbekannt. Eine punktförmige Ausdehnung höbe die Realität auf, da ein ausdehnungsloser Punkt als solcher nicht existieren kann, sondern nur ein Grenzbegriff ist. Es bleibt also nur übrig, daß das urteilende Prinzip, das Ich, das die un-

1) August Brunner, Die Grundfragen der Philosophie. Freiburg i. Br. 1933, S. 71—73.

ausgedehnten Akte setzt, keine Teile hat, auch nicht punktförmig ist, sondern die ausgedehnte Seinsweise der Materie durch Einfachheit des Seins transzendiert“¹⁾.

Wir kommen somit schon am Eingang unserer Erwägungen über das menschliche Seelenleben zu dem Ergebnis, daß die Seele eine einfache, unteilbare, von der Materie gänzlich verschiedene Substanz ist, und weil sie, wie sich später zeigen wird, in ihren Akten von der Materie innerlich unabhängig ist, so ist sie im Gegensatz zum Körper als Geist zu bezeichnen. Also gleich an der Schwelle des psychologischen Lehrgebäudes stabilieren wir den Dualismus von Leib und Seele, von Körper und Geist. Es wird nicht lange dauern, bis wir uns dieser Festlegung ernstlich bewußt werden müssen.

II. DAS ERKENNTNISLEBEN DES MENSCHEN.

Das menschliche Erkennen ist gemäß dem menschlichen Sein ein sinnliches und ein geistiges. Beide aber sind in der Einheit dieses menschlichen Seins verbunden, wie wir finden werden. Wir beginnen mit dem sinnlichen Erkenntnisleben des Menschen, um das geistige an es anzuschließen und seinen Zusammenhang mit ihm darzulegen. Den Ausdruck „sinnliche Erkenntnis“ verstehen wir hier am einfachsten als „durch die Sinne vermittelt“, obwohl er in der philosophischen Tradition mehr besagt, nämlich: nicht allein von dem geistigen Prinzip im Menschen, der Seele, getragen.

1. Die Sinneseindrücke und ihre Verarbeitung. Es ist etwas Merkwürdiges um unsere Sinnenerkenntnis: Rings um den Menschen stauen sich millionenfach die sinnlich erkennbaren Objekte, sie verlangen geradezu danach, erkannt zu werden. Andererseits dürstet die Seele aus sich nach Botschaft von der Außenwelt, aus der sie doch ihre erste und für lange Zeit einzige geistige Nahrung zieht. Und doch ist sie gewissermaßen wie eingemauert in den Körper, der auf den ersten Blick weit mehr ihr Kerker und Kerkermeister als ihr Vermittler zur Außenwelt zu sein scheint. Und auch die Außenwelt erscheint der Seele gegenüber an enge und strenge Verkehrsformen gebunden. Sie kann nicht wie ein täppischer Bauer mit dem Staub der Landstraße über eine vornehme Freitreppe zur Schloßherrin vordringen. Es gibt da vielmehr allerhand bescheidene Nebenpförtchen „für Lieferanten“, das sind die besonderen Reize, Äther- und Luftwellen u.ä.m., die zu den besonderen Pforten, Sinnesorgane genannt, eingelassen werden und auf der schmalen Wendeltreppe der Sinnesnerven bis zu den intimsten Kernen der Herrin vordringen. Für jeden Lieferanten gibt es nun eine Eingangspforte, die gerade er am bequemsten passieren kann (Gesetz der spezifischen Sinnesenergie). Dieser und jener Reiz drückt sich zwar auch durch eine andere, ihm nicht zugedachte Tür hindurch, kommt aber derart mitgenommen aus Ziel, daß er nur unverwertbares Gestammel vorbringen kann. Und nun

1) Brunner, a. a. O. S. 115.

kommt noch das Allerseltsamste: Die Schloßherrin dünkt sich so vornehm, daß sie die Bauernrede der Sinnesboten erst in ihre eigene Sprache übersetzt (subjektiver Ursprung des Empfindungsinhaltes) und nur in dieser Gestalt von ihr Gebrauch macht; für die Botschaften einer jeden „Firma“ gibt es eine eigene Sprache, die Sprache der Farben, der Töne, der Gerüche, der Geschmäcke, der Druck- oder auch der Schmerzindrücke u. a. m. Aber in welche Sprache die Meldungen übersetzt werden, hängt davon ab, zu welcher Tür der Bote eingedrungen ist, und an welcher Tür innerhalb des Schlosses er schließlich anklopft. Und noch ein Trick der Seele, hinter den man erst in allerjüngster Zeit so richtig gekommen ist¹⁾: hastig vorgebrachte Botenmeldungen sind nicht immer leicht zu verstehen. Darum bewahrt die Seele in einer riesigen Registratur (Hirnrindenzellen) Muster von den besten Elementarmeldungen auf. Spricht der Bote nun zu rasch oder zu undeutlich, dann geraten die Lamellen der Registratur ins Zittern, die jene Elementarmeldungen eingepreßt erhalten, welche der Bote, wenn auch nur verstümmelt, vorbrachte (Resonanzanalogie), und die Seele versteht auch die weniger guten Meldungen. Die Registratur muß sich von Jahr zu Jahr vergrößern, je nach dem wachsenden Interesse der Seele an dem Inhalt der Meldungen. So begreift man eher, daß die graue Hirnrinde bei jenen Stufen der aufsteigenden Tierreihe um so mehr wächst und, um Raum zu gewinnen, sich in Falten legt, deren biologisches Interesse mannigfaltige Wahrnehmungen und Vorstellungen fordert, im Gegensatz zu jenen niederen Tieren, bei denen nur vorgebildete Reflexeinrichtungen durch eine vielleicht nur unvollkommene Sinnesmeldung zur Auslösung gebracht werden müssen.

Die Möglichkeit, ihre Meldung vorzutragen, scheint nicht allen Einzelreizen in gleicher Weise gegeben zu sein; wer zuerst kommt, hat einen gewissen Vorsprung: Drückt ein Gewicht von hundert Einheiten und werden diese vermehrt, so gewinnt die Seele noch nicht den Eindruck gesteigerter Pressung; das tritt erst dann ein, wenn das Zusatzgewicht eine bestimmte Höhe erreicht (Unterschiedsschwelle). War nun das Ausgangsgewicht nicht hundert, sondern zweimal hundert, so muß auch das Zusatzgewicht, das die Pressung der Hand z. B. eben merklich stärker erscheinen läßt, mit zwei multipliziert werden, das Verhältnis von Ausgangsreiz zu Zusatzreiz für eben merkliche Unterschiede ist konstant (Webersches Gesetz).

Diese merkwürdige, experimentell gefundene Gesetzmäßigkeit gab der philosophischen Erwägung starken Anreiz. Kam die Einbuße des Zusatzreizes, um im Bilde zu bleiben, von der Übersetzung seiner Meldung in die Sprache der Seele, dann haben wir Fechners metaphysische Lösung: Übergang vom Physischen ins Psychische. Oder hat W. Wundt recht, daß jeder Eindruck immer nur relativ zu seinen Vorgängern aufgefaßt wird? Andernorts²⁾ ist zu lesen, weshalb beide Vermutungen ab-

1) Vgl. H. Schiff, Erweiterung des Sehraumes. In Archiv für Psychologie 1934.
2) Lindworsky, Experimentelle Psychologie, 62 f.

gelehnt wurden und der nunmehr gemeinhin angenommenen Ansicht Platz machten: der Empfindungseindruck, den die Seele erhält, entspricht immer der letzten Meldung, die der Bote überhaupt vorbringen kann, aber er selbst wird durch Verhältnisse des Weges u. ä. an der restlosen Übermittlung seiner Meldung behindert.

2. Der psychophysische Parallelismus als methodisches Forschungsprinzip. Was wir eben im Bilde „letzte Meldung des Boten“ nannten, ist in Wirklichkeit jener letzte nervöse Erregungsvorgang, der am Ende der vom Sinnesorgan herkommenden Leitung zumeist wohl in der Hirnrinde stattfindet und von einem Bewußtseinsvorgang (der Empfindung) begleitet ist. Da man ihn vom Psychischen wie vom Physischen her charakterisieren kann, nennt man ihn auch den psychophysischen Prozeß (Abkürzung für psychophysisch: pp). Von ihm gilt der methodische pp Parallelismus — nicht zu verwechseln mit dem philosophischen pp Parallelismus, von dem später die Rede sein wird. Der methodische pp Parallelismus besagt nur etwas über Beziehungen zwischen pp Prozeß und zugehöriger Empfindung. Mit der Behauptung, beide liefen einander parallel, wird ihre Gleichsetzung ausgeschlossen und nur festgehalten, daß z. B. Anfang und Ende beider Vorgänge zeitlich zusammenfallen, daß einer qualitativen bzw. intensiven Änderung des nervösen Geschehens eine ebensolche des Empfindens entspreche u. ä. Über das, was nun eigentlich der pp Prozeß in der Seele weckt, besagt das Prinzip des pp Parallelismus nichts. Dem Verfasser scheint die bisherige Entwicklung der experimentellen Psychologie zu der methodisch strengeren Annahme hinzuführen, daß der pp Prozeß immer nur Empfindungsqualitäten ins Bewußtsein führe¹⁾.

Damit kommen wir zu einem sehr charakteristischen Zug der Erkenntnis, ja des Seelenlebens überhaupt: Die Seele verschafft sich das Material ihres Erlebens selber. Einfache Beispiele sollen das erläutern. Unter den sinnlichen Erkenntnissen finden wir nicht nur das Haben von Empfindungsqualitäten, wir erkennen auch räumliches Zwei- und Dreidimensionales, eigenartig Zusammengefügtes wie Figuren (Konfigurationen), Konsonanzen oder Dissonanzen usw. Für die gewiß nicht leichte Erklärung dieser seelischen Leistungen beriefen sich manche Psychologen auf die unbekannteren Vorgänge im menschlichen Gehirn. Sie nahmen ohne sonderlichen Beweis an, im Gehirn seien besondere Einrichtungen oder Apparate vorhanden, deren Erregung einfachhin jene räumlichen usf. Gebilde entstehen ließen. Die fortschreitende Durchforschung des Gehirns, zumal nach geistigen Erkrankungen und groben Verletzungen (Kopfschüsse), zeigte indes nichts von solchen Apparaten, während die experimentelle Analyse der besagten Erkenntnisleistungen mehr und mehr bewies, daß die Verbindung von Sinneseindrücken mit Gedächtnisinhalten das meiste befriedigend erklären konnte und endlich die Ausweitung des pp Parallelismus zu phantastischen und schließlich materialistischen An-

1) Vgl. Lindworsky, Theoretische Psychologie, 26 ff.

schauungen führte¹⁾. Der Verfasser vertritt darum den methodischen pp Parallelismus im engsten Sinne und ergänzt ihn durch den Satz von der Ausschließlichkeit der Empfindungsgrundlage²⁾, der besagt: Der pp Prozeß liefert immer nur Empfindungsinhalte, wie rot, grün, schwarz, Ton c, sauer usf., aber niemals deren weitere Verarbeitung, z. B. in Konfiguration, Lokalisation, Numeration u. ä. m. Apparate scheinen sich im Gehirn nur für Bewegungsleistungen auszubilden, zur Erklärung der Wahrnehmungsleistungen genügen die durch Vermittlung der Sinnesorgane herbeigeführten pp Prozesse und die von solchen Prozeßvorgängen zurückbleibenden Dispositionen zur leichten Wiederholung eben jener Nervenvorgänge, aus denen sie hervorgegangen sind. Mit dieser Einengung des Prinzips des Parallelismus entsprechen wir dem für eine gedeihliche Forschung so wichtigen Sparsamkeitsprinzip, hüten uns vor billiger Schlagwortpsychologie, die, so oft sie um eine glaubhafte Erklärung in Verlegenheit ist, sich auf die vielleicht für immer dem Forscherauge verhüllten pp Vorgänge beruft und schließlich das ganze Seelenleben von der Materie aus bestimmt und geführt sein läßt.

3. Empfindung und Vorstellung. Von den im letzten Abschnitt berührten Gedächtnisinhalten muß noch mit einigen Worten die Rede sein, wenn auch nähere Ausführungen über das Gedächtnis im landläufigen Sinne vorerst zurückgestellt werden sollen. Mit dem Wort „Empfindungen“ meint der Psychologe nicht „Gefühle“, sondern anschauliche Wahrnehmungsinhalte wie Farben, Töne, Gerüche usf., wie sie infolge der Reizung unserer Sinnesorgane uns bewußt werden. Für unsern augenblicklichen Zweck sagen wir kurz statt Empfindungen: unmittelbar peripher bedingte anschauliche Inhalte unseres Gegenstandsbewußtseins. Ganz ähnliche Inhalte können wir auch erleben, wenn wir die Sinnespforten schließen; wir sprechen dann von „vorstellen“ und sagen z. B.: ich stelle mir den schneebedeckten Höhenzug einer Alpenkette vor, oder: wie die Gipfel im Alpenglühen rot aufflammen, oder: ich vergegenwärtige mir nochmal die gestern gehörte Musik usw. Weil bei diesen Erlebnissen der unmittelbare Anstoß von der Peripherie des Körpers her fehlt, ein Anstoß aber aus dem Zentralorgan glaubhaft zu machen ist, nennt man die Vorstellungen auch im Gegensatz zu den Empfindungen „unmittelbar zentral bedingte anschauliche Inhalte“. Daß auch sie mittelbar peripher bedingt sind, ist wohl für die allermeisten von ihnen sicher, wenn wir von Krankheitszuständen wie Delirium absehen.

Es war nun gewiß eine der bedeutsamsten Korrekturen, welche die experimentelle Forschung an dem Bild vom Seelenleben, wie es der Laie hat, anbrachte, als sie, fast widerwillig, in immer erneuten Versuchen nachwies, daß zwischen den unmittelbar peripher bedingten und den unmittelbar zentral bedingten anschaulichen Inhalten bezüglich des anschaulichen In-

1) Vgl. Lindworsky, Zu Grundfragen der Gestaltpsychologie. In: Stimmen der Zeit, Bd. 127 (1934), S. 80 ff.

2) Lindworsky, Theoretische Psychologie, 88.

haltens kein durchgehender Unterschied bestehe, daß es keine Eigentümlichkeit gibt, die immer und nur den Empfindungen, auch keine, die immer und nur den Vorstellungen zukomme, daß wir somit kein inhaltliches Kriterium besitzen, das uns erlaubt, einen anschaulichen Inhalt sicher als Empfindung oder als Vorstellung zu identifizieren¹⁾.

Wie es nun kommt, daß wir nicht im Subjektivismus ersticken, sondern prompt und sicher im allgemeinen zentral bedingte Inhalte — der Laie würde sagen: „nur Phantasiertes“ — von den peripher bedingten — in der Vulgärsprache: „wirklich Erlebtem“ — unterscheiden, werden wir erst verstehen, wenn wir die Verarbeitung der anschaulichen Inhalte durch die denkende Seele behandelt haben. Das wird einen wertvollen Beleg für die oben ausgesprochene Behauptung liefern, die Seele erarbeite sich ihre Erlebnisinhalte zum großen Teil selbst. Nur mit einem Wort sei noch hingewiesen auf die großen individuellen Unterschiede in der Begabung zum Vorstellen: Manche Menschen stellen sich besonders leicht und darum auch mit Vorliebe Gesehenes, andere Gehörtes, andere das in lebhafter Bewegung Verspürte vor; man spricht darum von verschiedenen Typen: von einem optischen oder visuellen oder von einem akustischen und einem motorischen Vorstellungstypus. Bei einzelnen Jugendlichen erreicht die Vorstellungsbegabung einen so hohen Grad, daß sie die Wahrnehmungsgegenstände wie reale Dinge im Außenraum vor sich haben können (Eidetiker).

4. Reproduktion der Vorstellung. Wenn gesagt wurde, Sinnesmeldungen würden häufig durch Vorstellungszutaten ergänzt, so war dabei doch nur an wirkliche Zutaten, Ergänzungen, gedacht; man denke an die Erscheinung eines Weidenstrunkes, der im Nebel bisweilen als ein Mensch gesehen wird, (Illusion) oder an das Übersehen von Druckfehlern. Daß sich solche Vorstellungszutaten so wenig von dem mit den Sinnen Wahrgenommenen abheben, beweist aufs neue, daß zwischen Wahrnehmung und Vorstellung kein wesentlicher inhaltlicher Unterschied besteht. Es drängt sich darum die Frage auf, wodurch eigentlich diese Zutaten ins Bewußtsein geführt werden. Da aber nicht nur Einzelzüge, sondern oft ganze Szenenbilder, Tongebilde, Erlebnisabfolgen wie ein Eislauf, eine Kletterpartie usf. vorgestellt werden, sind wir zur Frage nach dem Wie der Vorstellungserneuerung, der Reproduktion, geführt, die indes noch nicht mit dem Problem der Erinnerung zusammenfällt.

Soviel scheint festzustehen: Wir stellen nur vor, was wir schon einmal ganz oder in seinen Teilen wahrgenommen haben. Darum trifft es auch zu, wenn man von einem „Aufbewahren“ der Eindrücke redet. „Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die längst ich vergessen geglaubt!“ Es fragt sich also, wo und wie werden die erlebten Eindrücke aufbewahrt? Die Antwort: „In der Seele“ liegt nahe wegen der Geistigkeit und Duftigkeit dieses Gedächtnisschatzes, wegen seines zauberhaften Erscheinens und seiner fast alles umfassenden Spannweite.

1) Lindworsky, Experimentelle Psychologie, 90 und 172.

Aber andererseits meldet uns die Pathologie von so mannigfacher Abhängigkeit, daß man kaum noch versteht, welchen Wert ein derart vom Gehirn abhängiges Gedächtnis noch beanspruchen kann. Für die meisten Psychiater, welche die Gedächtnisausfälle nach erfolgten Gehirnverletzungen beobachten, ist es so gut wie ausgemachte Sache, daß wir nur über ein physiologisches, in der Hirnrinde niedergelegtes Gedächtnis verfügen. Jedoch der Versuch, konkrete Vorstellungen über ein solches Gedächtnis zu entwickeln, scheiterte durchaus, wie von Kries und E. Becher¹⁾ nachwiesen. Man vertrat sogar die Meinung, es ließen sich physikalische Prinzipien, nach denen ein an die Materie gebundenes Gedächtnis arbeiten könnte, überhaupt nicht ausdenken. Demgegenüber bemüht sich der Verfasser dieser Einführung schon lange, nachzuweisen, daß mit dem Resonanzgedanken ein solches physikalisches Prinzip gegeben ist. Eine abgeschlossene physiologische Theorie wäre heute noch verfrüht. Darum begnügen wir uns mit einer Analogie²⁾: Verhielten sich die pp Elemente so wie schwingende Körper, die durch ein elastisches Medium verbunden sind, aber leben, wachsen und altern, dann könnten alle empirisch gefundenen Reproduktionserscheinungen aus den Gesetzen der Resonanz erklärt und bisher unbekannte a priori abgeleitet werden. Eine logische oder psychologische Unmöglichkeit schließt die vorgeschlagene Annahme nicht ein. Andererseits verfügt die Natur über so viel Möglichkeiten, die wenigen Annahmen einer Resonanzanalogie zu verwirklichen, daß es nicht zu wundern braucht, wenn nicht lange nach Aufstellung dieser Fiktion ein Biologe, Paul Weiß, auf Grund von Transplantationsversuchen an Reptilien die Behauptung aussprach: Unsere Nervenfunktion gleicht dem Rundfunk (also einem Resonanzapparat) und nicht dem Morsetelegraphen (einem Apparat mit einfacher gradliniger Leitung).

Den Grundvorgang der Reproduktion hätte man sich somit folgendermaßen zu denken: Bei einer Wahrnehmung dringen verschiedenartige Sinnesreize durch die Sinnesnerven bis zu bestimmten Regionen der Hirnrinde vor, bei der Wahrnehmung eines fahrenden Autos z. B. geht auf den Optikusbahnen ein Strom von Reizen zu der Sehregion im Hinterhauptslappen, erregt dort gleichzeitig eine Vielheit von pp Elementen und bedingt das visuelle Bild des gesehenen Wagens. Das Entsprechende überträgt man leicht auf das akustische Wahrnehmen der Motor- und Rädergeräusche; auch die wirklich ausgeführten oder nur ansatzweise erlebten Körperbewegungen beim Ausweichen verhalten sich gerade so wie die besprochenen Gesichts- und Gehöreindrücke. Somit wird eine Mannigfaltigkeit von verschieden gelagerten Hirnrindenzellen gleichzeitig erregt; das ergibt die komplexe Wahrnehmung, die natürlich ohne die miterlebende Seele nicht denkbar ist. Die Vorstellungserneuerung besteht nun darin, daß die bei der Wahrnehmung erregten Hirnrindenelemente alle oder teilweise, genau oder doch fast genau so wiedererregt werden, diesmal

1) Erich Becher, Gehirn und Seele. Heidelberg 1911.

2) Lindworsky, Theoretische Psychologie, 54 ff.

aber nicht durch einen peripheren Anstoß vom Sinnesorgan her, sondern durch einen zentralen Anstoß aus dem Gehirn des Erlebenden. Dahinter aber steht die miterlebende Seele und empfängt nahezu den gleichen Eindruck wie damals bei der ersten Wahrnehmung. Aber wie kommt der zentrale Anstoß zustande?

Schwingende Körper werden durch jede von ihnen ausgeführte Schwingung in ihrem innern Aufbau bleibend verändert, und zwar dahin, daß sie später imstande sind, die früher ausgeführte Schwingung auch bei nur geringem Anstoß wieder leicht auszuführen. Sind aber zwei in Schwingung versetzte Körper a und b durch ein elastisches Medium miteinander verbunden, so sucht jeder der beiden Körper den andern in seine Schwingungsart hineinzuziehen und ihn dadurch im Sinne der ihm eigenen Struktur umzuformen, bildlich gesprochen, ihn auf sich abzustimmen. Wird darum nach einer Ruhepause der Körper b wieder in Schwingung oder Erregung gebracht, so findet er in dem Element a ein auf ihn, den Körper b, abgestimmtes Element, und es wird ein Leichtes sein, infolge der Verbindung durch ein elastisches Medium das Element a wieder in jene Erregung zu bringen, die es damals hatte, als es mit b gleichzeitig erregt war.

Die Anwendung dieser Fiktion auf die verschiedenen Reproduktionsfälle lese man andernorts¹⁾ nach. Uns genügt hier, die zwei wichtigsten Gesetzmäßigkeiten der Vorstellungserneuerung anzuführen und an Hand unserer Resonanzanalogie verständlich zu machen. Das von Höffding bzw. Poppelreuter herausgestellte Hauptgesetz der Reproduktion besagt: Ein Bewußtseinsinhalt, der früher einmal Teil eines umfassenderen Bewußtseinsinhaltes war, hat, wieder bewußt geworden, die Tendenz, den Gesamtbewußtseinsinhalt herbeizuführen. Im obigen Beispiel: Das eigenartige Autogeräusch, früher Teil des Gesamterlebnisses, Begegnung mit Auto, und momentan wieder bewußtseinsgegenwärtig, wird die Vorstellung des gesehenen Wagens sowie die der Ausweichbewegung wieder ins Bewußtsein bringen. Erklärung: Alle bei jenem Wahrnehmungserlebnis miterregten Elemente der Hirnrinde haben sich aufeinander abgestimmt, darum müssen sie bei genügend lebhafter Wiedererregung eines Teiles von ihnen allmählich alle wieder in die frühere Gesamterregung hineingeraten und der Seele wieder den ehemaligen Eindruck vermitteln. Das zweite Hauptgesetz besagt: Wir prägen ein und reproduzieren nicht in Teilen von Vorstellungen, sondern in Vorstellungsverbänden (Vorstellungskomplexen). Was nämlich zu einem Vorstellungsganzen gehört, ist in besonderer Weise geeignet, auch physiologisch einheitlich und ganzheitlich verbunden, aufbewahrt und wiedererregt zu werden. Darum tendiert der Teil eines Vorstellungskomplexes dahin, nicht dessen andere Teile, sondern den ganzen Komplex zu erregen; ebenso geht die Vorstellungserneuerung von dem vielleicht nur angedeuteten Umriß eines Komplexes (seinem antizipierenden Schema) zum Komplex selbst. Unsere Auffassung leitet uns glücklich an der älteren irrigem Meinung vorbei, die Vorstellungs-

1) Lindworsky, Theoretische Psychologie, 54 ff.

bilder säßen jedes für sich in einzelnen Hirnzellen, sie leitet uns aber auch geradezu drastisch zu der heute so eindringlich empfohlenen *Ganzheitsauffassung* hin; denn unsere Resonanzanalogie mit ihren schwingenden, durch ein elastisches Medium verbundenen Elementen führt uns nahezu zu einem komplizierten Alarmapparat vor, an dem kaum je ein isolierter Teil erregt werden kann, ohne allmählich das ganze Alarmwerk zu betätigen. Der Resonanzgedanke zeigt aber auch, wie leicht die Reproduktion *gestört* zu werden vermag. Eine kleine Verstimmung der oben als *a* und *b* aufgeführten Resonatoren wird das Mitschwingen vereiteln. Wir bekennen uns somit zu der *Annahme eines physiologischen Gedächtnisses unter Verzicht auf ein primär seelisches Gedächtnis* als zu einer wohl begründeten und fruchtbaren Arbeitshypothese.

5. *Metaphysische Folgerung: die Unsterblichkeit der Seele.* Mit dieser Stellungnahme eröffnet sich eine sehr erwünschte und ungezwungene Gelegenheit, die eingangs aufgestellte These zu erhärten, daß die experimentelle Psychologie auch als Einzelwissenschaft nicht in völliger Loslösung von der philosophischen bzw. metaphysischen Psychologie betrieben werden kann. Denn schon und gerade jeder Laie wird auf die Bekanntgabe unserer Anschauungen hin fragen: Und nach dem Tode, wenn kein Körper und kein Gehirn mehr der Seele zu Gebote steht, soll sie dann ganz ohne Erinnerung und Gedächtnis sein? Die Frage setzt die Überzeugung von dem Weiterleben oder sogar der *Unsterblichkeit der Seele* voraus. Hier ist darum der Ort, diese Lehre kurz zu behandeln.

Was so sehr Gemeingut der ganzen Menschheit, namentlich ihrer besten Vertreter geworden ist wie das tiefe Durchdrungensein von dem Glauben an ein Leben nach dem Tod, dem wird auch seine philosophische Begründung nicht ermangeln.

Die Seele ist, wie wir schon bedachten, geistig, einfach, sie besitzt keine Teile, kann darum auch nicht aufhören, wie fast alles Irdische, durch Zerfallen in ihre Teile, sie müßte dann schon vernichtet werden. Dies könnte nur ein allmächtiger Gott tun, er widerspräche so aber seiner eigenen Schöpfung und Führung. Denn in den Edelsten und Größten des Menschengeschlechtes hat er in ihren besten Stunden die Überzeugung und die Hoffnung auf Unsterblichkeit aufkeimen lassen. Diese Hoffnungen sind wie die Blüten der Bäume im Frühjahr, gleichsam Versprechungen der Natur und zuletzt also des Schöpfers. Aus der unabhängig von der Seelenlehre zu begründenden Überzeugung von dem Dasein eines persönlichen Gottes leitet sich darum auch die Überzeugung von der Unsterblichkeit des Menschen her. Das ebenfalls zuletzt auf Gott zurückzuführende Sittengesetz verlangt von uns Befolgung, selbst unter Preisgabe unseres Lebens. „Gibt es keine Unsterblichkeit, so wird die Person, die so in Erfüllung des Sittengesetzes zugrunde geht, ein bloßes Mittel, was ihrem Sein nicht entspricht“¹⁾; denn die Person ist Eigenwert, nie Mittel zu einem Zweck. Wenn auch die mensch-

1) Brunner, a. a. O. S. 124.

liche Seele naturgemäß ohne den Körper sich nicht betätigen kann, so ist sie doch zu Akten befähigt, die, wie zu zeigen sein wird, innerlich vom Körper unabhängig sind; ihr Sosein verliert also nicht mit Verlust des Körpers seinen Sinn wie das der Tierseele, deren ganzer Sinn sich in ihrem leibverbundenen Dasein vollendet. Benötigt aber die Seele des Abgeschiedenen einmal eine Beihilfe, die ihr in ihrem jetzigen Dasein durch den Körper wird, so ist der Schöpfer stark genug, ihr diese vielfältig zu ersetzen. Von dieser Seite her ist darum keine zwingende Begründung der Existenz eines psychischen Gedächtnisses zu erhoffen.

Ein zweiter Einwand geht von der Tatsache aus, daß wir Gedanken erinnern. Unser fiktiver Resonanzapparat kann aber immer nur pp Prozesse und somit nur anschauliche Inhalte, die niemals selbst Gedanken sind, bewußt machen. Der Einwand ist durchaus als berechtigt anzuerkennen, ist aber durch die Ergebnisse der experimentellen Erforschung der Denkte schon erledigt, wie noch darzulegen sein wird.

Ein dritter Einwand ist der zugkräftigste, wird aber kaum je ausdrücklich geäußert, wodurch allein er schon innerlich zerbrochen erscheint: Man empört sich über eine vermeintliche Herabsetzung der Seele, die keine Gedächtnisschätze aufweisen soll. Müßte ich gegen diesen Gedanken schreiben, so hätte ich vor allem ein lebhaftes Gefühl des Ekels und der Verachtung zum Ausdruck zu bringen. Dann aber würde ich mit einem gewissen Zynismus auf die Ergebnisse der experimentellen Forschung im voraus verweisen, die in den noch zu besprechenden Tatsachen des *höheren menschlichen Erkenntnislebens* diesem Einwand begegnen. In diesem Lehrstück widerspricht nämlich die Psychologie in dreifacher grundlegender Weise der Laienauffassung. Dem selbstbewußten Laien in der Psychologie erscheint sein Verstandesleben wie das Leuchten einer großen Sonne, die ihn wenigstens die eine Hemisphäre der Erdkugel erblicken läßt; wir Denkforscher hingegen vergleichen es dem *schmalen Lichtkegel* einer bescheidenen Taschenlampe, die uns zur Not durchs Dunkel hilft, selbst aber nichts sieht. Der Laie meint, sein Intellekt sei wie sprühende Lohe, die neue originale Erkenntnisse wie Feuergarben schleudert; der Forscher weiß: dieser so stolz behauptete Intellekt ist wie ein hilfloses Kind oder ein zittriger Greis, der zaudernd am Leitseil der Assoziationen schwierige Pfade mühsam geht. Der Laie glaubt, sein Verstand werde durch Übung mit den Jahren immer schärfer; der wirklich Wissende sagt diesem naiven Intellektualismus gegenüber: Du stirbst so dumm, wie du zur Welt kamst, wirst nicht gescheiter, sondern lernst nur Methoden. — Das genüge fürs erste!

6. *Gedächtnisvorstellung, Denken und Phantasie.* Während eine ältere Form der Psychologie, die Assoziationspsychologie, „Gedanken“ überhaupt nicht anerkannte und mit anschaulichen Vorstellungen vergeblich auszukommen suchte, schien der kraftvoll einsetzenden experimentellen Denkforschung die Bedeutung der anschaulichen Vorstellungen sehr gering, der unanschauliche Gedanke hingegen schien ganze Systeme und Sphären auf einmal zu umspannen. Die methodisch verfeinerte fortschreitende For-

schung jedoch schränkte das Blickfeld des Gedankens wieder mehr und mehr ein, bis nur noch die Relation als spezifisches Denkobjekt übrig blieb. So erkannte man das Schlußfolgern als Relations erfassen an einem gewußten Sachverhalt. Der Lichtkegel wurde immer schmaler, während die Bedeutung der anschaulichen Vorstellungen, insbesondere der Vorstellungskomplexe, immer mehr hervortrat. Ja, man ließ die Gedanken nicht einmal die unmittelbare Erfassung der Relationsinhalte, z. B. „gleich“, „verschieden“, vollziehen, sondern beschränkte ihre Leistung auf das reflexive Erleben, auf das Innwerden der eigenen Erlebnisse, zumal der anschaulichen, und ihres Beieinanders. Damit sind freilich dem menschlichen Erkennen zwei Funktionen beigelegt: das Selbstbewußtsein und die Abstraktionsfähigkeit, die es wesentlich über das tierische hinausheben und ihm die Selbsterarbeitung von Kategorien und Begriffen ermöglichen.

Handelt es sich aber um die Lösung von Denkaufgaben, so erweist sich die Komplexreproduktion als Hauptträger der Leistung, allerdings unter der Kontrolle der begleitenden Beziehungserfassung. Originäre Geistesblitze wird man meist vergebens suchen, man wird schon belobt, wenn man brav und geordnet wiedergibt, was man zuvor von anderen aufgenommen hat. Ein Beispiel: Man hat die vier Rechenspezies gelernt, nicht erfunden, sondern aufgefaßt, als Komplexe eingepreßt, mit kleinem und großem Einmaleins. Man hat das Verfahren kennengelernt, Divisionen durch vorausgehende Kürzung zu erleichtern, auch dies ist als Vorstellungskomplex eingepreßt. Man hat weiter den Regeldetri-Ansatz ebenso als Gedächtnisschatz erworben. Der Denkprozeß verläuft dann folgendermaßen: Lautet die Aufgabe: wieviel Zinsen erbringt ein bestimmtes Kapital, das zu x Prozent auf y Jahre ausgeliehen ist? so ist diese Aufgabe ein Vorstellungskomplex, der reproduktiv den hinzugelernten Komplex der Lösung durch Regeldetri bewußt macht. Dieser Komplex zieht den des bekannten Regeldetrischemas nach sich, das seinerseits wieder von den Komplexen des Kürzens, Multiplizierens, Dividierens gefolgt ist. Das originäre Denken kann dabei nur eine untergeordnete Rolle spielen, indem es z. B. in einer algebraischen Summe gleiche Größen entdeckt, die ausgeklammert werden können u. ä. Diese Erkenntnis mag jene Menschen etwas herabstimmen, die so gern im Bewußtsein ihrer Denktüchtigkeit auf die „Gedächtnishelden“ mitleidig herabschauen. Von diesem durchgängig zu beobachtenden Denkverlauf bei Aufgaben, die bis ins einzelne detailliert sind, kommen wir sofort zu einer brauchbaren Theorie des Phantasierens, wenn wir die gestellte Aufgabe nicht in allen Einzelheiten vorgeschrieben sein lassen, sondern die Ausfüllung des unvollständigen Aufgabenschemas der Willkür überlassen, indem etwa im angezogenen Beispiel nicht von Verzinsung, sondern unbestimmt von Vermehrung eines Kapitals die Rede sei. Das unvollständige Schema weckt nun reproduktiv irgendeinen anderen Komplex, z. B. den des Glücksspiels. Gefällt er dem Denker, wird ihm weitere Aufmerksamkeit geschenkt, und das Ergebnis dieser unbestimmten Aufgabelösung wird vielleicht ein Roman wie „Die Buddenbrooks“. Aus dieser Theorie entnimmt man sofort ein Mehrfaches: 1. daß beim Phanta-

sieren die Reproduktion den Löwenanteil hat, was ja auch die Kunst- und die Literaturgeschichte bestätigt; 2. daß die individuellen Unterschiede in der Lebhaftigkeit der Reproduktion anschaulicher Vorstellungen sich sehr stark geltend machen werden: der Federkauer und der Schauende sind hier polare Gegensätze; 3. weil Komplexe nach dem Resonanzprinzip geweckt werden, d. h. eben als Ganze und auf einmal, müssen dem Dichter oft ganze Szenen als fertige Gaben auf einmal sich darbieten, er gefällt sich dann im Reden vom genialen Schaffen und der Inspiration. Und doch hatte sein Verstand im engsten Sinne des Wortes die schönsten Feierstunden¹⁾.

Die dritte, den Verstandesstolzen zur Bescheidenheit mahnende Behauptung besagte: Der Verstand wird durch Übung nicht schärfer, sondern bleibt zeitlebens auf der Stufe des Selbstbewußtseins stehen. Dagegen empört sich in der Regel der kleine Mensch am allermeisten, und er beginnt zu argumentieren: Es ist doch erwiesen, daß jede Fähigkeit durch Übung gewinnt, also . . . Der experimentell Forschende erwidert: Es ist so ziemlich sicher, daß keine elementare Fähigkeit durch Übung gesteigert wird, also . . . Aber der Abiturient kann doch mehr als der Sextaner . . . Hoffen wir es, aber da ist ja die Rede von einer Leistungssteigerung, wo doch eine Funktionssteigerung nachzuweisen wäre! Die Leistungssteigerung sei zugegeben, sie kann indes zustande kommen entweder durch Funktionssteigerung oder durch Zuhilfenahme neuer Gedächtnisschätze in Gestalt von Methoden. Prüft man höhere Denkleistungen experimentell, so stößt man immer wieder auf Methoden. So lernt mancher Mittelschüler bis zum Abitur den Gebrauch der Logarithmentafel oder gewisser Aufsatzschemata. Aber es handelt sich da ja nur wieder um Leistungs-, nicht um Funktionssteigerung!

7. Die Leistung des Denkens. Nachdem wir die Überschätzung unserer Denkfähigkeit auf das richtige Maß zurückgeführt haben, fordern Sachlichkeit und Billigkeit, sich durch die Vergegenwärtigung der Gesamtleistungen von Wissenschaft, Kunst und Technik zum Erlebnis zu bringen, wie Großes denn doch mit dem sehr bescheidenen Werkzeug von einer Vielheit von Menschen geleistet werden konnte. Nur darf man nie den großen Schritt von den Anfängen einer Wissenschaft oder einer Erfindung bis zu ihrer gegenwärtigen Ausgestaltung im Geist eines einzelnen suchen. Es geht dabei wahrhaftig genau so zu wie beim Aufbau eines Ameisenhaufens: der Beitrag des einzelnen ist verschwindend, und doch kann ein Gebäude entstehen, vielhundertmal höher als die Körperhöhe des einzelnen Tieres. Die Rolle, die der einzelne Gelehrte spielt, gleicht oft genau der der Ameise, die mit Stolz eine verdorrte Kiefernadel gleich einer mächtigen Zigarre in ihren Kiefern vor sich herschleppt, gelegentlich auch einmal ob der schlechten Statik ihrer Belastung das Gleichgewicht verliert und mitsamt ihrem Beitrag einen Abhang hinuntertrudelt. Nicht jeder bringt den unverdros-

1) Vgl. Lindworsky, Experimentelle Psychologie, 239 ff.

senen Eifer der Ameise auf, nicht zu ruhen, bis die Beute an ihrer Stelle liegt.

Zur Abwehr einer Unterschätzung des Denkens der Naturvölker nahm der Verfasser dieses Buches einmal die Gelegenheit wahr, folgendes auszuführen: Bei meinen experimentellen Untersuchungen über naturgemäßes Schließen hatte ich das Glück, als Versuchspersonen auch einige junge Gelehrte von anerkannten Leistungen zu haben; einige von ihnen sind heute Zierden angesehener akademischer Lehrstühle. Stellte ich ihnen die Aufgabe, von einem mitgeteilten Sachverhalt aus einen Denkfortschritt zu machen, so fiel dieser Denkschritt so winzig, so primitiv aus, wie man ihn primitiver kaum ersinnen könnte, und wie er auch dem tiefstehenden Primitiven wohl zuzutrauen wäre. Wohl gemerkt freilich, solange sich der Denker an die Regeln der Logik und an die mehr oder weniger gesicherten Tatsachen hält. Nur das traditionsfreie Denken des Orientalen überspringt die Schranken in Willkürsetzungen, ist darum einerseits zwar fähig, ein festgefahrener Denker wieder flott zu machen, andererseits aber auch bereit und geneigt, alles Vorausgehende zu zersetzen.

Ermutigender als das bis jetzt Gesagte klingt das, was über den Umfang unseres Erkennens zu sagen ist. Mit dieser Frage hat sich schon die mittelalterliche Philosophie befaßt. Wir geben darum zu ihrer Beantwortung in der Hauptsache dem Philosophen das Wort: „Geistige Erkenntnis ist eine Art zu sein, die nur einer bestimmten Seinsstufe zukommt, der geistigen. Sie bedeutet für den Erkennenden gleichsam eine Ausweitung des eigenen Seins über sich selber hinaus, ohne daß der Erkennende darum seine eigene Individualität verlöre . . . Darum sagte die Scholastik, daß der Erkennende durch die Erkenntnis gleichsam das Erkannte werde. Man kann also in einem gewissen Sinne davon sprechen, daß Erkenntnis Teilnahme am Sein des Erkannten ist. Nur muß man sich dabei bewußt bleiben, daß es sich hier um eine Teilnahme einziger Art handelt . . . Denn Ausdrücke aus der gegenständlichen Welt gelten von der Aktsphäre immer nur in übertragener Bedeutung, als ein Anstoß, auf die gemeinte Aktart hinzuweisen . . . Für das so erkennende Sein bedeutet es (das Erkennen) eine ungeheure Spannkraft und einen unausdenklichen Reichtum. Erst ein geistig erkennendes Wesen ist im vollen Sinne es selber. Darum ist geistige Erkenntnis Vorbedingung des Selbstbesitzes und des Besitzens von Dingen.“ So muß man metaphysisch sagen: „Darum steht die Seinsart, der solches zukommt, auf einer höheren Seins- und Wertstufe als die anderen Seinsarten“¹⁾).

8. Bemerkungen über mystisches Erkennen. Ist es richtig, was oben behauptet wurde, wir Menschen hätten nicht die Befähigung, Relationsinhalte unmittelbar zu erfassen, dann können wir uns leicht eine Seele denken, deren geistiges Erkennen weiter reicht als das unsrige; sie brauchte eben nur die Inhalte „gleich“, „verschieden“ usf., die wir Erwachsene vermeintlich unmittelbar zu erfassen wähen, tatsächlich unmittelbar zu er-

1) BRUNNER, a. a. O. S. 99 f.

fassen. Es hat nun schon immer Menschen gegeben, die von sich behaupteten, eine weitgreifende Erkenntnis zu besitzen, als sie andern Menschen beschieden ist; wohl jeder Mystiker glaubte, mit dem obersten Teil seiner Seele oder, anders dasselbe sagend, in seinem tiefsten Seelengrund Geistiges, wie seine eigene Seele oder Gott, unmittelbar gewahr zu werden. Unsere moderne Auffassung des höheren Erkennens macht uns heute bereitwilliger als früher, solchen Aussagen Beachtung zu schenken.

In diesen Zusammenhang gehört eine weitere Bemerkung über die Art eines Erkennens, die nicht die gewöhnlich-menschliche ist. Sie ist in dem Sinne eine „mystische“, als sie das menschliche Erkenntnisvermögen, wie es uns im empirischen Dasein bekannt ist, übersteigt und durch Gottes Wirken eigens dem Menschen verliehen werden muß. Wir können hier zugleich ein Bedenken zerstreuen, das dem gläubigen Menschen gegen den Fortfall des individuellen Gedächtnisses mit dem Tode von seinem Glaubensgute her aufsteigen könnte. Nach katholischer Auffassung soll nämlich beim jüngsten Gericht die Begründung des Urteilspruches allen Seelen offenbar und einleuchtend werden; die guten und bösen Taten des einzelnen wie der Gesamtheit sollen vor aller Augen bloßgelegt sein. Aus dem individuellen Gedächtnisschatz des einzelnen kann das natürlich nicht geschehen, es muß ihnen darum aus der Allwissenheit Gottes gezeigt werden. Was aber einmal möglich ist, kann immer geschehen, wenn für die betreffende Seele ein bestimmtes Wissen konvenient sein sollte: Deus providebit.

III. MENSCHLICHES KUNSTERLEBEN UND KUNSTSCHAFFEN.

Liest man manche modernen Kunstberichte oder Kunstkritiken, so hat man oft den Eindruck, man müsse, um sich diesem Gebiet auch nur zu nähern, ganz außergewöhnliche Begabungen, die fast aus dem Bereich des Normalen herausfallen, aufweisen können, und es sei ein unmögliches Unterfangen, in einem elementaren, nur einführenden Abriß der Psychologie etwas Brauchbares zum Thema „Kunst“ zu sagen. Überzeugt man sich aber davon, wie oft die Befähigung, Worte und Wendungen zu bilden, den modernen Kunstreferenten über das eigene Erlebnis hinausführen, so überläßt man gern dieser Menschenklasse ihr eigenes „höheres“ Kunst-erleben und wagt es, dem Lernbegierigen einiges Fundamentale am aller-einfachsten Erleben nahezubringen.

I. Psychologische Analyse des einfachen Kunsterlebens und -schaffens. Es ist ja nun freilich in der Psychologie das Einfache daraufhin zu prüfen, ob es von Haus aus Einfaches oder einfach Gewordenes ist. Das etwa durch Mechanisieren einfach Gewordene verschließt sich dem forschenden Blick; was aber trotz aller Primitivität doch noch eine Vielheit von Faktoren erkennen läßt, eignet sich als Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Betrachtung.

Wir gehen aus von einem oft verwendeten Beispiel: Ein Primitiver will sich nach Stammesbrauch ein Tongefäß verfertigen. Er preßt den weichen Lehm in einen geflochtenen Weidenkorb. Wenn der Ton hart geworden ist, entfernt er den Weidenkorb und sieht, daß die geflochtenen Weidenruten sich in die Tonmasse eingepreßt haben und jetzt wie ein Ornament wirken. Der Primitive betrachtet das ungewollte Werk mit Freude; da er den Zusammenhang erkennt, fertigt er noch andere Tongefäße an und zeigt sie seiner Umgebung. Ihr Lob wird ihm Ansporn, sich weiterhin derartig zu betätigen. Lob und Tadel ausnützend, ist er zum schaffenden Künstler geworden.

Das Beispiel läßt Ziel und Mittel für produktives Schaffen vom Zufall geboten werden, wie es namentlich in der Technik so häufig der Fall war. Die Freude des Primitiven an dem Ergebnis schließt zum wenigsten ein ästhetisches Erlebnis ein, ist sie doch eine uneigennützig, bei der betrachtenden Haltung stehengebliebene Freude. Sie wird markant genug erlebt, um, reflex erfaßt, Ausgangspunkt des weiteren Geschehens zu werden. Es wird aber auch die Quelle dieser Freude, der Weg zu ihr, entdeckt. Das Töpferhandwerk zeigt sich als wertvolles Ziel, zumal unter dem Einfluß der Umgebung, es wird willentlich ausgeübt. Es sind somit genug Faktoren herausanalysiert, um diesen Einzelfall zu begreifen und die Ursprünge wenigstens einer bescheidenen Volkskunst, die auch ohne Rausch oder Ekstase geschaffen und erlebt wird, zu verstehen.

2. Kunsttheoretische Fragen im Lichte der Psychologie. Prüfen wir nun die Brauchbarkeit unserer psychologischen Theorie an Streitfragen, die auch heute noch nicht geschlichtet sind.

Der Ursprung aller Kunst soll sakraler Natur sein, weil die unübertrefflichen Bilder, wie sie sich aus vorgeschichtlicher Zeit in Höhlen finden, zum Jagdzauber verwendet wurden. Die Verwendung eines Kunstwerkes zu einem außerkünstlerischen Zweck ist selbst gewiß keine Kunst, setzt aber das Kunstschaffen schon voraus, kann somit dessen Ursprung nicht erklären, sondern höchstens dessen Förderung. Das Kunstgenießen aber ist psychologisch analysierbar und im Experiment nacherlebbar. Dort finden wir aber keine anderen Faktoren als die aus der Analyse bekannten und durchaus zur Erklärung hinreichenden.

Eine weitere Theorie bewegt sich um den Primat von Stoff oder Form. Gar mancher Künstler glaubt, eine gute künstlerische Form könne zur Rechtfertigung eines minderen Inhaltes werden, da in der Kunst die Form die Hauptsache sei, während der Laie wegen des interessanten, vielleicht rührenden Stoffes sich mit geringer Form zufrieden gibt. Das Kunstwerk soll erfreuen, man muß es darum als Ganzes beurteilen. Jede Störung des ästhetischen Genusses, komme sie nun vom Inhalt oder von der Form her, setzt den Wert des Kunstwerkes herab. Hier gilt der alte Grundsatz: „Bonum ex integra causa, malum ex quolibet defectu“, d. h. alles Gute verdankt seine Güte seiner Vollkommenheit, jeder Mangel führt zu einem Schlechten. Auch die Teile bzw. die Unterganzen des Kunstwerkes

müssen ästhetisch wirken. So ist es ein bedauerlicher Schönheitsfehler, wenn es in einem bekannten Lied heißt: „Der muß ein Wandervogel sein.“ Denn Wandervogel bedeutet eine Organisation, die als solche nicht ästhetisch wirkt, rückt sie doch den Gedanken nahe: „und seinen Jahresbeitrag von RM. . . . Pf. . . . bezahlt haben“.

Schließlich sei erwähnt die Frage nach dem direkten und dem assoziativen Faktor. So manches Lied wird als schön beurteilt, weil es stimmungsvolle Erinnerungen weckt, andere bleiben ohne diesen assoziativen Faktor unbeachtet, z. B. das Lied „Nearer, my God, to Thee“ ohne den Gedanken an den Untergang der Titanic. Muß man darum bei jeder Beurteilung den assoziativen Faktor ausschalten? Die Ganzheitsbetrachtung entscheidet: beurteile ich nur Technisches, hat er beiseite zu bleiben, beurteile ich das Ganze, darf er mitwägen.

Aus unserm Grundgedanken, das Kunstwerk sei die Quelle ästhetischen Erlebens, d. h. einer uninteressierten Freude, die aus der rein betrachtenden Haltung gewonnen wird, es müsse als solches entdeckt und zum Ziel einer es herstellenden Willenshandlung gemacht werden, beantworten sich auch noch andere Fragen wie die, ob die Einfühlung dem Kunstgenuß wesentlich sei, oder auch die vielumstrittene, ob ein objektives Kunsturteil überhaupt möglich sei.

IV. PERSÖNLICHKEIT UND CHARAKTER — ZIELE UND WEGE EINER CHARAKTEROLOGIE.

1. Klärung der Begriffe. „Persönlichkeit“, philosophisch verstanden, meint das Ich als Ausgangspunkt seiner Akte und als Träger seiner Erlebnisse, meint das eine, von allen andern abgegrenzte Subjekt als letzten Grund seiner Einheit in der Vielheit des Erlebens in der Gegenwart wie in der Vergangenheit des Ichs. So verstanden, bezeichnet Persönlichkeit eine sehr reale Tatsache, ohne deren Berücksichtigung man gar nicht sinnvoll über seelisches Geschehen reden kann. Aber diese Tatsache liefert keinen Beitrag zu der empirischen Forschung über das Wie und das Warum des seelischen Geschehens, kann also nicht in derselben Weise wie eine Empfindung als letzter Erlebniszug etwa in einen theoretischen Überblick eingeordnet werden. Nun hat sich aber in letzter Zeit, vermutlich auch unter dem Einfluß des Goetheschen Wortes „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit“, der Sprachgebrauch dahin verschoben, daß Persönlichkeit fast im Sinne von „Charakter“ verwendet wird — begreiflich, denn der metaphysische Begriff hatte bei der Wendung der psychologisch-wissenschaftlichen Interessen fort vom Philosophischen und Weltanschaulichen nicht mehr das frühere Gewicht, während die Probleme und Rätsel der Charakterkunde Empirisches und Weltanschauliches zu umspannen versprochen. Es dient aber zweifellos der Klarheit, wenn eine Einführung in das menschliche Seelenleben zur ehemaligen Scheidung der beiden Begriffe zurückkehrt und Persönlichkeit so faßt, wie soeben

dargelegt, Charakter hingegen als die Erscheinungsweise des Individuums. Dabei wird vorerst davon abgesehen, woher diese Erscheinungsweise ihren Ursprung nimmt: von einer primären, d. h. nicht weiter analysierbaren Eigenart ihres Kernes, eben der Persönlichkeit, oder von Besonderheiten ihres Körpers. Statt „Erscheinungsweise“ des psychischen Individuums ließe sich der Charakter auch mit Goethes Wort von der „geprägten Form, die lebend sich entwickelt“, fixieren.

2. Ziele und Methoden der Charakterologie. Auf diese Weise wird die erste Aufgabe naturwissenschaftlicher Forschung, das Beschreiben, Gruppieren, Erklären, zur ersten Aufgabe einer Lehre vom Charakter. Sie rückt damit in die Nähe der *scientia amabilis*, der Botanik, deren Hauptreiz für viele ihrer Jünger auch in der Wahrnehmung und Würdigung des Formenreichtums der Flora beruht, und wer hätte nicht angesichts eines konkreten Charakters schon verwundert gefragt: Gibt es denn so etwas? Für andere jedoch hat Charakterologie ein mehr praktisches Interesse. Läßt sich doch der konkrete Charakter auffassen als ein Reaktionssystem, das sich unter dem Einfluß von Innen- und Umweltreizen herausgebildet hat und dessen Erforschung Antwort verspricht auf die manchmal sehr praktische Frage: Welche Reaktion habe ich von diesem Reaktionssystem zu erwarten, wenn dieser oder jener Reiz auf es einwirkt?

Aber was immer auch den Charakterforscher persönlich am meisten interessieren mag, die vordringlichste Aufgabe ist doch die morphologische, eine systematische Übersicht der vorkommenden Erscheinungsformen — ein Ziel, von dem wir noch weit entfernt sind. Als Vorbild diene das Farbenoktaeder. Man vergegenwärtigt sich eine möglichst große Zahl ausgeprägter Farbtöne, greift einen heraus und schließt nach dem Prinzip der größeren Ähnlichkeit ihm den nächstähnlichen an, bis alle ähnlichen aneinandergereiht sind. So kommt man zu Qualitätenreihen, die schließlich zu ihrem Ausgangspunkt zurückleiten. Nimmt man die graphische Repräsentation der in gleicher Weise geordneten neutralen Lichter hinzu, so entsteht das Farbenoktaeder, das alle vorkommenden Farben in sich faßt, jede nach drei Bestimmungsstücken im Oktaeder festlegt, jede unbekannte mittels der bekannten aufzufassen erlaubt und einer gemeinsamen Erklärung, einer Theorie der Farben vorarbeitet. Entsprechendes wäre für die Charakterformen zu leisten. Man könnte z. B. ausgehen von der Vorarbeit der Sprache und jene Worte sammeln, die einen Charakter als Ganzes treffen und dann diese Formen behandeln wie eben die Farben. Oder man könnte die in der Literatur nachgezeichneten Charaktererscheinungen so zusammenstellen.

Verlockender war es, mit *intuitivem* Blick aus der lebendigen Wirklichkeit herauszuheben, was nach brauchbaren Typen aussah. Das Altertum tat da einen glücklichen Griff, indem es die bekannten vier Temperamente herausstellte. Daß sie bei aller praktischen Brauchbarkeit nicht genügen, beweist die Tatsache, daß später andere Typen Anerkennung fanden, so die des intro- und des extrovertierten (Jung), des schizoiden und des zyklotyphen Menschen (Kretschmer) oder die Typen der

sog. Lebensformen (Spranger), d. i. der nach ihren überwiegenden Lebenswerten geordneten Charaktere.

Einen mehr induktiven Weg versuchte der Verfasser dieser Schrift in folgender Seminarübung: Jeder Teilnehmer hatte eine ihm gut bekannte Persönlichkeit schriftlich zu charakterisieren, und zwar soweit, daß dem Leser des Elaborates erklärt werden konnte: Jetzt kennen Sie ihn und wissen, was Sie von ihm zu erwarten haben. Dann hatte jeder einzelne Verfasser aus seiner Arbeit herauszustellen, welche Gesichtspunkte er zur Charakterisierung seines Objektes an dieses herangetragen hatte. Es waren vorwiegend funktionale und Wertgesichtspunkte. Ihre Gesamtheit suchten wir nach sachlicher Verwandtschaft systematisch zu ordnen und graphisch festzulegen. Als praktisch erwies sich die Raumverteilung auf einer Kugeloberfläche. Wir verwendeten einen massiven Gummiball und fixierten die Angaben mit Stecknadeln, deren bunte Glasköpfe eine weitere Differenzierung erlaubten. Ließen wir nun in einem Gedankenexperiment jene Funktions- oder Wertkomplexe wuchern, die dies ihrer Natur nach erlauben und durch ihr Überwiegen ein Individuum charakterisieren, so kamen wir zu folgenden Typen: die Forscher, die Werker, die Genießer, die Schaffer, die Papierkörbe.

Der Typus des „Forschers“ dürfte keine Erklärung benötigen. „Werker“ sollen die heißen, die von ihrem Leben fordern, daß ein Werk von bleibendem Wert in ihm erstellt werde. „Genießer“ begnügen sich mit dem Schwelgen im Wertfühlen. „Schaffer“ hingegen erstreben die Funktionslust des Schaffens. „Papierkörbe“ endlich sind die unfruchtbarer Receptivität Verfallenen. Denkt man sich nun das Charakterdiagramm, statt mit bunten Nadeln auf einen Gummiball aufgesteckt, unter Verwendung bunter Farben auf ein oder zwei Blätter mit radialem Koordinatensystem eingetragen, auf Grund der Durcharbeitung einiger hundert verlässlicher Biographien, so dürften diese Charakterdiagramme schon rein optisch sich verwerten lassen wie die Farbenblätter, aus denen nach der Methode der Qualitätenreihen das Farbenoktaeder aufgebaut wird. Dazu aber wird es nötig sein, daß der Charakterologie einmal ein Forscher von jener Selbstlosigkeit und Ausdauer geschenkt wird, wie ihn die Biologie in dem Augustinerabt Gregor Mendel erhielt.

V. VOM FUHLEN DES MENSCHEN.

1. Erkenntnis- und Gefühlsleben. Wollen wir den uns aus unserem alltäglichen Leben scheinbar so verständlichen Bereich des Fühlens wirklich zum psychologischen Verständnis bringen, so weisen wir am besten noch einmal auf das Erkennen zurück. Das Erkennen ist weder für den Menschen noch für das Tier Selbstzweck. Beschränken wir das Erkennen des Tieres auf die unmittelbare oder auch auf diese und die mittelbar sinnliche Wahrnehmung, so leuchtet dieser Satz ohne weiteres ein. Fragt man nach der biologischen Bedeutung der tierischen Wahrnehmung, so erhellt sofort, daß

sie der Erhaltung des Individuums und der Art dienen soll. Denn wenn auch der Mensch sich das Tier nutzbar macht, so entsteht aus dieser Beziehung doch für das Tier und somit auch für sein Erkennen kein Sonderziel neben der Erhaltung des Individuums und der Art, ohne die ja auch die Ausnützung des Tieres durch den Menschen gegenstandslos wird. Die Beziehung eines jeden sinnlich wahrnehmbaren Dinges zu diesem Doppelziel des Tieres ist nun aber, eben als Beziehung, selbst nicht unmittelbar mit den Sinnen zu erfassen. So verstanden, sind alle Wahrnehmungsgegenstände für das Tier beziehungslos.

Was also leitet das Tier in der Wahl seiner Nahrung, seines Aufenthaltes, seiner Bewegungen, wenn es in seiner sinnlichen Wahrnehmung keine Wegweiser hierfür findet? Verwehren wir uns die naheliegende Antwort: der „Instinkt“. Denn mit diesem Wort können wir im Augenblick noch keinen ausgereiften Begriff verbinden — und nichts begünstigt mehr die Unwissenschaftlichkeit und die Oberflächlichkeit als der hemmungslose Gebrauch nicht ganz verstandener wissenschaftlicher Fachausdrücke und Schlagwörter. Man hält sich immer noch besser an die Sprechweise des schlichten Laien, die zumeist den äußerlich erfassbaren Tatbestand richtig kennzeichnet. Der wissenschaftlich noch unverdorben Laie wird auf obige Frage antworten: das „Gefühl“ — und er hat recht. Der Wissenschaftler aber fragt nach der erkenntnistheoretischen Berechtigung solcher Behauptungen. Das Gefühl ist nach dem Sprachgebrauch doch nicht eine sichtbare Eigenschaft der Objekte, sondern ein unmittelbar nur dem Erlebenden bewußt werdender subjektiver Zustand. Eine Mitteilung darüber ist dem Tier versagt. Wie will man also wissen, was in der Seele des Tieres vor sich geht?

Wir berühren mit dieser Frage das allgemeinere Problem: das Verstehen des Fremdseelischen. Die ältere Lösung versuchte mit der Heranziehung des Analogieschlusses auszukommen: Wir hüpfen vor Freude, das Tier hüpfte, also freut es sich. Aber auch ein geschulter Beobachter ertappt sich kaum bei solchen Schlüssen. Wir kommen weit schneller, unmittelbarer und sicherer zu unserm Wissen über den Innenzustand eines anderen Erlebenden, als es mittels Analogieschlüssen zu erwarten wäre, und der Glaube an rapid vollzogene unbemerkte Schlüsse ist als Märchen entlarvt. Angesichts solcher Schwierigkeiten braucht es nicht zu befremden, daß ein Denker wie Max Scheler auf die unbeweisbare Behauptung verfiel, die seelischen Regionen verschiedener Individuen griffen ineinander über. Die Lösung des Problems kann aber frei von jedem Mystizismus schon auf Grund unseres bisher erarbeiteten Wissens vom Erkenntnisleben des Menschen gegeben werden. Das Gesamterlebnis des lebhaft Fühlenden enthält eine Menge von Wahrnehmungen, insbesondere verspürt er auch seine Körperreaktionen, die zum Teil selbst lust- oder unlustbetont sind — man denke an die hastiger werdenden Kau- und Schlingbewegungen bei wohlschmeckenden Speisen. Alle diese Wahrnehmungen des eigenen Erlebens bei Eßfreude hat auch schon manch anderer gehabt. Sie hinterlassen Gedächtnisspuren zu einem Vorstellungskomplex. Der Beob-

achter sieht nun z. B. die Kaubewegungen. Damit wird ihm ein Teil des auch in seinem Gedächtnis dispositionell vorhandenen Vorstellungskomplexes bewußt, und er reproduziert nach den oben mitgeteilten Gesetzmäßigkeiten schlagartig den ganzen Vorstellungskomplex: der Beobachter sieht sich mitten in das lustvolle Erleben versetzt. Machen wir dieses uns so zugeworfene Wissen zur Voraussetzung der Behandlung des von uns beobachteten anderen Wesens, so gibt uns der Erfolg recht.

2. Niedere-sinnliche und höhere-geistige Gefühle. Also das Gefühl, das einmal erlebt, auch in der Vorstellung auftritt — da Wahrnehmen und Vorstellen inhaltlich voneinander nicht verschieden sind — und in der Erinnerung wie eine Eigenschaft des Gegenstandes an diesem haftet, allerdings je nach dem allgemeinen Befinden des Organismus entweder nur schwach oder lebhaft, gar nicht oder auch in sein Gegenteil verkehrt erlebt wird, ist für das Tier ein um so sichererer Wegweiser, als es sich nur von den aktuell erlebten Gefühlen und nicht von gedanklich zurechtgemachten Werteigenschaften leiten läßt. Dieses Gefühl wird ein „sinnliches“ genannt, weil es sich immer im Anschluß an eine Sinnesempfindung einstellt. Es heißt auch „niederes“ Gefühl, weil es im Gegensatz zu den „höheren“ Gefühlen nicht als begründet erscheint. Es liegt nämlich im Erleben des Süß gar kein innerer Grund vor, weshalb uns das Süß lustvoll sein sollte, weshalb auch bisweilen die Annehmlichkeit solchen Erlebens ausbleibt, während in einem Erfolg immer der triftige Grund zur Freude gesehen wird. Die heutige theoretische Psychologie sucht darum die tiefere Erklärung der sinnlichen Lust-Unlustgefühle in physiologischen Verhältnissen: Lust werde erlebt, wenn der Energieverbrauch die Energiezufuhr nicht übersteigt, Unlust im entsprechenden Energieverbrauchsfall. Manche Psychologen wußten mit viel Rhetorik den Reichtum des sinnlichen Gefühlslebens anzupreisen und die Blindheit der nur Lust-Unlust kennenden anzuprangern; sie wurden aber immer sehr wortkarg, wenn sie aus dem Reichtum ihres Erlebens noch andere sinnliche Gefühle kenntlich machen sollten. So behielt denn die Zweifelslehre die Oberhand, reicht doch auch Lust und Unlust für die biologische Funktion des Gefühls aus, und trägt es doch auch zur Wahrnehmung des Gegenstandes nichts weiter bei.

Ganz anders ist die Problemlage bei den sog. höheren Gefühlen. Sie setzen bei Erkenntnis eines Sachverhaltes, wie des Verlustes eines Gutes oder einer persönlichen Wertsteigerung, ein. Hier fragt es sich: sind diese Erlebnisse geistiger Art, sind sie als unmittelbare Antwort der Seele auf die Einsicht in den das Gefühl begründenden Sachverhalt aufzufassen, oder sind sie aus den niederen Gefühlen ableitbar, und wie kann man sie geworden denken? Weil sie wesentlich mit der Einsicht verbunden sind, ist das höhere Gefühlserlebnis als Totalerlebnis zweifellos von dem sinnlichen wesentlich verschieden. Aber es fragt sich, ob das spezifisch Emotionale, das Zuständliche des Erlebenden, in beiden Fällen wesentlich voneinander verschieden sei, und ob die Seele überhaupt die Fähigkeit habe, auf Einsichten unmittelbar emotional zu reagieren. Diese Frage ist u. E. zu

negieren. Denn die Pathologie kennt Fälle, in denen auf die klare Einsicht in einen objektiv erfreulichen bzw. unerfreulichen Sachverhalt das Gefühl ausbleibt, andererseits auch Fälle, wo sich der sonst in höherem Gefühl zu erlebende emotionale Bestand ohne vorausgehende Sachverhaltserfassung, z. B. als unbegründete Angst, einstellt. Hat hier offenbar der Körper die Führung, so weist die Beeinflussbarkeit der Affekte vom Somatischen her in die gleiche Richtung: Alkohol begünstigt höhere Gefühle, Brom hemmt sie. Dazu kommt, daß es wegen der Unzahl der Gefühle auslösenden Sachverhalte zahllose höhere Gefühle geben muß, während selbst die eifrigsten Verfechter dieser Seelenregungen nicht imstande sind, dem Leugner auch nur eines dieser Gefühle beschreibend näherzubringen.

Weil aber solche Fragen mit allgemeinen Erwägungen nicht zu entscheiden sind, versuchte der Verfasser durch das Experiment eine Entscheidung oder doch wenigstens eine begründete Stellungnahme herbeizuführen. Die Methode war die der systematischen experimentellen Selbstbeobachtung, d. h. die Versuchspersonen wurden in Lagen versetzt, in denen sie höhere Gefühle erleben konnten. In rückschauender Selbstbeobachtung war dann jedesmal das Erlebnis allseitig zu beschreiben. Aus der großen Zahl solcher sich gegenseitig bestätigenden Beschreibungen lassen sich dann folgende Sätze herausstellen: Bei jedem deutlich erlebten höheren Gefühl werden bestimmte Organempfindungen miterlebt. Diese sind ihrerseits sinnlich angenehm oder unangenehm. Emotionale Züge nichtsinnlicher Art werden nicht gemeldet. Die besten Beobachter sind darüber gewiß, daß das von ihnen durchgemachte begründete Gefühl vollständig beschrieben ist mit Angabe des begründenden Sachverhaltes und der genannten in sich lust- oder unlustvollen Körperempfindungen, jeder weitere Erlebniszug würde seines biologischen Zweckes entbehren, wäre darum im vollsten Sinne ein „Luxus der Natur“. Wer einen Lebensgefährten gefunden hat, über dessen sittliche und soziale Verhältnisse er die günstigsten Erfahrungen macht, dessen Äußeres außerdem im Partner sexuelle Lustgefühle weckt, ist durchaus orientiert und disponiert, eine biologisch richtige Wahl zu treffen. Was sollte es ihm nützen, wenn sich ihm beim Denken oder Wahrnehmen des Partners immer ein „lilaer Schleier“ über das Gesichtsfeld legte? So überflüssig wie dieser lilafarbene Nebel wäre ein noch hinzutretendes geistiges emotionales Erleben. Damit dürfte die Frage nach dem Bestehen geistiger elementarer Emotionen negativ entschieden sein.

Es läßt sich jedoch noch einiges über die Herkunft der verschiedenen komplexen Erlebnisse beim höheren Gefühl ausmachen. Untersucht man, welche Körperempfindungen jeweils als emotionale Ausstaffierung angegeben werden, so entdeckt man bald, daß sie lebenswichtigen Körperzuständen angehören, wie Hunger, Durst, Kräfteerleben, Ermattung, Atemnot, Atemleichtigkeit, Wollust u. a. m. Wir nennen sie biologische Grundzustände und bedenken, daß jeder Mensch in frühester Jugend diese biologischen Grundzustände irgendwie erlebt. Sie bilden fürs spätere Leben gleichsam die Gefühlsregister. Aber es wäre irrig zu sagen, wir zögen je nach dem begründenden Sachverhalt dieses oder jenes Register;

richtig dagegen wäre die Behauptung: je nach dem erfahrenen Sachverhalt schalte sich ein Gefühlsregister ein. Nur den hysterischen Menschen haben wir bisweilen mit Grund im Verdacht, er bemühe sich um das Erklären eines Registers, dessen Wirkungskraft auf die Umgebung er schon kennengelernt hat. Für andere Menschen hingegen haben wir die Entschuldigung bereit, daß man nicht Herr seiner Gefühle sei. Um so dringlicher wird die Frage, was es denn eigentlich mit jenem Einschaltmechanismus sei. Wir versuchen folgende Erklärung: Auf dem Weg über die Einsicht kommen wir nicht weiter, ohne Willkürsetzung ist es nicht verständlich zu machen, wie die Einsicht in die Gewinnung oder den Verlust eines Gutes ein Gefühl oder gar bestimmte Organempfindungen als Träger dieses Gefühles wecken solle. Es wird also ein irrationaler, ein physiologischer Faktor im Spiel sein. Ein solcher läßt sich leicht finden. Gleichzeitig mit den biologischen Grundzuständen werden in frühester Jugend fast typisch wiederkehrende Dinge erlebt. So ist die lustvolle Sättigung des Kleinkindes begleitet von freundlicher Annäherung der Mutter, zarten Berührungen u. dgl. Die Gesamtheit der Eindrücke ergibt einen lustbetonten Komplex, der Dispositionen von sich im Zentralorgan hinterläßt. Findet der Erwachsene Beachtung, Anerkennung, Umwerbung, so erlebt er Eindrücke, die zum mindesten mit Zügen aus dem Sättigungskomplex Ähnlichkeit haben, wenn nicht gar mit ihnen identisch sind. Nach den Gesetzen der Komplexergänzung reproduzieren diese Komplexeile den ganzen Komplex, damit auch dessen Kern, die gefühlsbetonten Organempfindungen. Aus dieser Theorie erklärt sich u. a. auch folgendes: Die Organempfindungen werden bei der Reproduktion wohl am wenigsten deutlich aufsteigen. Daher gelegentliche Aussagen der Versuchspersonen wie: Da ist noch so etwas, was kaum zu fassen ist, aber den ganzen Brustkorb ausfüllt. Als Beobachter bei meinen eigenen Versuchen habe ich Ähnliches festgestellt, konnte aber immer hinzufügen: Dieses Etwas hat deutlich Empfindungscharakter. Hier haben wir den psychologischen Ursprung der Lehre von den geistigen Gefühlen.

3. Das Wertfühlen. Noch ein Wort bleibt zu sagen über das Wertfühlen. Nehmen wir gewisse Dinge wahr, so fühlen wir uns von manchen entzückt und angezogen, von anderen aber abgestoßen, auch ohne daß wir eindeutig auf eine Sinnesgegebenheit hinweisen könnten, die in uns ein entsprechendes Gefühl weckt; wir erfüllen einen „Wert“ an dem Ding. Es ist eine noch nicht gelöste Aufgabe der experimentellen Forschung, zu erkunden, welche Eigenschaften der Dinge das Werterlebnis bedingen. Auf die Frage, ob es objektive Werte gebe, braucht der Psychologe nicht einzugehen. Für seine Zwecke genügt die Definition: Ein Wert ist diejenige Eigenschaft eines Gegenstandes, auf Grund deren ein Gegenstand für uns anziehend und beglückend wird, und derentwegen wir diesem Gegenstand den Vorzug geben, falls er mit einem andern gleichgearteten, doch jene Eigenschaft entbehrenden in eine Bewertungskonkurrenz träte. Wir brauchen auch keine besondere psychische Funktion anzusetzen zur Er-

klärung der Tatsache des Wertfühlers, genauer: der Tatsache, daß wir erkennen, daß wir von bestimmten Zügen des Gegenstandes angezogen oder abgestoßen werden. Dazu scheint die unmittelbar erlebte Zusammenhangsrelation zwischen Beachten und Beglücktwerden auszureichen. Können wir diese Relation doch auch in der Vorstellung und darum nach Belieben oft aktuell werden lassen. Außerdem werden wir gemäß dem Gesetz der Apperzeption durch das nächst Ähnliche diese Zusammenhangsrelation nach Art einer anderen, uns aus unserm Willensleben vertrauten Zusammenhangsrelation, nämlich der des Wirkungszusammenhanges, apperzipieren, so daß uns später schon das einmalige Erleben diesen verständlichen Zusammenhang erfassen läßt, ohne daß wir zu seiner Erklärung auf phantastisch ersonnene pp Parallelprozesse zu rekurrieren hätten.

Auch auf dem Wege des Denkens lassen sich Werte finden: so erkennen wir den Schöpfer eines Wertes selbst als werthaltig.

VI. VOM MENSCHLICHEN WILLENSLEBEN.

1. Die verschiedenen Erlebnisklassen. Solange man unter dem Einfluß der mittelalterlichen und auch mancher Philosophen der Aufklärung von einer Fähigkeit stracks auf ein dementsprechendes „Vermögen“ zu schließen pflegte und daran sofort die Frage angeschlossen, ob die so gefundenen Seelenvermögen etwa wie Gliedmaßen des Körpers realiter voneinander verschieden seien, pflegte man sich auch über die Frage, ob Denken, Fühlen, Wollen drei verschiedene Erlebnisklassen seien, immer ein wenig zu erhitzen. Heute scheint uns diese Frage von geringerer Bedeutung für den Ausfall unseres Weltbildes und von nahezu keiner Bedeutung für Forschung und Leben. Darum vergegenwärtigen wir uns völlig gleichmütig Erlebnisse des Gegenstandsbewußtseins, etwa Wahrnehmen oder Vorstellen, und solche des Zustandsbewußtseins, wie angenehm-berührt-sein, und des Tätigkeitsbewußtseins, wie streben, verlangen. Wir sehen sofort: diese drei Erlebnisarten sind voneinander verschieden und nicht voneinander herzuleiten wie etwa ein Zusammenklang aus seinen Teiltönen. Wir stellen also drei Erlebnisklassen auf und überlassen es dem, der Lust hat, weitere Schlüsse daraus zu ziehen.

2. Das Streben. Es ist das Verdienst der experimentellen Psychologie, gegenüber den Behauptungen des englischen Sensismus und der Assoziationspsychologie den Nachweis erbracht zu haben, daß es ein vom Erkennen und Fühlen wesentlich verschiedenes Elementarerlebnis, das Streben, gibt, das sich in seiner vollen Ausprägung als Stellungnahme des Ich beschreiben läßt, wenn das Subjekt sich bereit findet, zur Verwirklichung eines Wertes die dazu nötigen Schritte zu tun, bzw. die erforderlichen Opfer zu bringen. Wir erleben es nämlich unmittelbar, daß, sobald sich uns ein Wert im Wertfühlen offenbart, in uns ein auf die Verwirklichung dieses Wertes gerichtetes Streben erwacht. In seinen ersten, noch schwachen

Stadien heißt es unwillkürliches Begehren, Verlangen, Wünschen. Aber erst, nachdem der Wünschende sich seines Erlebens bewußt geworden ist und es selbst um den Preis gewisser Opfer bejaht, ist ein eigentliches, vom Ich verantwortungsvolles Wollen erlebt. Es fragt sich nun, ob wir die unmittelbar gegebene Auffassung, aus dem Werterleben erhebe sich das Streben, als wissenschaftlich haltbar voraussetzen dürfen, oder ob, ähnlich wie bei den höheren Gefühlen, ein physiologischer Faktor dazwischen tritt. Hierzu bedarf es einer weiter ausgreifenden Überlegung¹⁾.

Es ist leicht festzustellen, daß es in dem Nacheinander der Erlebnisse eine gewisse Gesetzmäßigkeit gibt, auf die man bauen kann. So knallt der Fuhrmann mit der Peitsche in der bestimmten Erwartung, daß seine Pferde daraufhin stärker anziehen; die Mutter zeigt dem Kleinkind, das im Verlauf einer langen Eisenbahnfahrt verdrossen und launisch geworden ist, allerhand Spielzeug und Leckerei, um es umzustimmen; eine tiefstehende Reklame bietet ihre Anpreisung auf einem roten Zettel zugleich mit der Silhouette einer populären Persönlichkeit, der Leser soll sie einige Zeit anstarren und dann auf einen graufarbenen Hintergrund blicken, von wo aus ihm dann Anpreisung und Silhouette in grüner Farbe ansprechen werden. Wir wollen hier von gesetzmäßigen Abfolgen seelischer Phänomene sprechen. Überblicken wir sie in großen Zügen, so treten sie in zwei Arten auseinander. Die erste Art wird durch unser letztes Beispiel, den Sukzessivkontrast, repräsentiert. Artverwandt hiermit wäre der Fall einer rein mechanischen Reproduktion einer sinnlosen Silbe, die zusammen mit einer beliebigen anderen sinnlosen Silbe eingeprägt wurde und nun beim Vorzeigen jener ersten automatisch einfällt. Diese erste Art läßt sich folgendermaßen charakterisieren: 1. Die gesetzmäßig aufeinanderfolgenden Inhalte sind gegeneinander indifferent, haben nichts miteinander zu tun, fordern sich nicht gegenseitig; im Rot liegt nichts, was den Inhalt grün verlangte, im Inhalt der Silbe „gisch“ liegt nichts, was den Inhalt „lof“ erwarten ließ. 2. Die Abfolge ist nicht aus dem Inhalt, wohl aber aus physiologischen Faktoren erklärbar, worüber anderswo²⁾ nachzulesen ist. 3. Die gesamte Abfolge kann durch rein anschauliche Inhalte bewußtseinsgegenwärtig gemacht werden. Nicht so bei der zweiten Klasse, wozu außer den genannten Beispielen noch dieses gehört: nicht notwendig, noch auch immer werden wir unserer Erlebnisse, die wir haben, inne; eine Rotempfindung kann erlebt werden, ohne daß wir ihrer reflex bewußt werden, ohne daß wir sie so eigentlich bemerken. Aber wenn wir eines Erlebens inne werden, so werden wir immer des gerade aktuellen, nicht eines anderen inne. Bei den Abfolgen der zweiten Art sind die einander folgenden Erlebnisse inhaltlich nicht indifferent zueinander, sondern die Abfolge ist aus den Inhalten verständlich: Ein Werterleben fordert das Erstreben desselben Wertes, und das Erstreben erlaubt den Rückschluß auf das Werterleben; das Innewerden eines Erlebnisses setzt das Haben desselben voraus usw. Diese gesetzmäßigen Abfolgen sind nun in keiner Weise auf physiologische

1) Vgl. Lindworsky, Theoretische Psychologie, 35 ff.

2) Vgl. ebenda.

Zusammenhänge rückführbar, die physiologische Betrachtung hellt sie nicht auf, sie wird durch keinerlei pathologische Tatsachen gefordert, sondern verdunkelt nur die Probleme, wenn sie z. B. durch eine unberechtigte Verallgemeinerung des pp Parallelismus gewaltsam hineingetragen wird. Mit andern Worten: es gibt zwei grundverschiedene Arten psychischer Gesetzmäßigkeiten, besser: von Gesetzmäßigkeiten im Erleben, physiologisch bedingte und rein psychisch bedingte. Das Unterscheidungsmerkmal jener ist die Nichtverständlichkeit oder die Indifferenz der Inhalte der Abfolge, das Merkmal dieser hingegen die Verständlichkeit und innere Zusammengehörigkeit der Inhalte.

3. Willensakt und Willenshandlung. Hier wiederholt sich die Feststellung, die bei Behandlung des Denkens zu machen war. Der Laie ist, von halbrichtigen Sprüchen und Dichterversen irregeleitet, zumeist von der Allmacht des Wollens, wenn auch nicht immer gerade seines eigenen Wollens, überzeugt. Dem Willensforscher dagegen fällt vorab die Ohnmacht des Wollens auf. Gar mancher kann nicht willkürlich das linke oder das rechte Augenlid schließen, wohl aber beide zugleich; manchem Hirnverletzten gelingt eine gewisse Bewegung nur, wenn er gleichzeitig auf das ausführende Körperglied hinblickt. Also, obgleich bestimmte Körperglieder vorhanden sind, die zugehörigen Muskeln und Nerven zu Gebote stehen, unter Umständen sogar die Bewegung selbst gekonnt ist, bleibt sie dem lebhaftesten Willen unmöglich. Andererseits beobachtet man, daß häufig ausgeführte, automatisch gewordene Bewegungen entgegen unserm Willen von uns ausgeführt werden, wenn wir nur an sie denken, z. B. das Anfahren von Dingen durch ängstliche Radfahrer. Es empfiehlt sich wohl, von unserer heutigen Anschauung über die Entstehung der äußeren Willenshandlung auszugehen.

Der Neugeborene bringt eine Anzahl ausgebildeter Reflexe mit zur Welt. Legt z. B. ein Erwachsener ihm die beiden Zeigefinger in die Händchen, so umklammert er reflektorisch die Zeigefinger so stark, daß man ihn daran schwebend hochziehen kann. Außerdem führt der Neugeborene noch ungeordnete Strampelbewegungen aus, die vermutlich von inneren Erregungen der motorischen Hirnrinde herrühren, aber trotz ihres zufälligen Zustandekommens der Ausgangspunkt eines ganzen Systems geordneter zweckmäßiger Bewegungen werden. Es liege sichtbar vor dem Kinde eine kleine rote Kugel, etwa eine Kirsche. Durch Zufallsbewegungen berühre sein Handteller von oben diese Kugel. Reflektorisch schließen sich nun die Fingerchen und umklammern die rote Kugel. Dann führe der Arm die Hand, welche die Kirsche hält, an den Körper heran. Dazu stehen sowohl Zufalls- wie Reflexbewegungen zu Gebote, und so ist mit einer Folge geordneter Bewegungen eine Leistung vollbracht. Das Kleinkind freut sich, die Umgebung bewundert es. Aber diese Leistung ist vom Kinde nicht nur ausgeführt, sie ist auch in mehrfacher Weise wahrgenommen worden: Das Kind sah seine eigenen Gliedmaßen, das Ziel

und dessen Umfassung nebst Abtransport, es erlebte die Eigenbewegungen in kinästhetischen Empfindungen, die eigene Freude und den Jubel der Umgebung über den Erfolg. Das alles bildete einen großen Wahrnehmungskomplex, der seine Spuren im Gehirn zurückläßt. Nicht weiter verspürt, aber tatsächlich vorhanden waren auch die motorischen Erregungen in der motorischen Hirnregion, von denen die Reflex- und die Zufallsbewegungen herrührten. Zu derselben Zeit waren somit an verschiedenen Stellen der Hirnrinde pp Prozesse im Ablauf begriffen: im Hinterhauptslappen die Sehprozesse, in der Scheitelwindung und in der an das Scheitelhirn angrenzenden Winkelwindung (gyrus angularis) die kinästhetischen Vorgänge nebst den taktilen Eindrücken, in den motorischen die Innervationsprozesse und endlich in den Schlafwindungen die akustischen. Nach einem allgemein gültigen Gesetz assoziieren sich aber gleichzeitig verlaufende pp Prozesse oder, wie im Sinne unserer Resonanzanalogie zu sagen wäre, sie stimmen sich aufeinander ab. Durch dieses Erlebnis in frühester Kindheit ist also eine sehr komplexe Wahrnehmung dem kindlichen Gehirn nach ihren Dispositionen eingepägt. Werden diese Dispositionen neu erregt, so erlebt das Kind die frühere Wahrnehmung als Vorstellung. Wir nennen diese die Bewegungsvorstellung, ein System oder auch einen Komplex von Bewegungsvorstellungen. Wenden wir auf ihn die uns schon bekannten Gesetze der Komplexreproduktion an: Das Kind sehe später wieder einmal die leuchtende rote Kugel vor sich. Damit ist ein Teilkomplex, ein Unterganzes, wie man auch passend sagt, bewußt; sind keine Hemmungen vorhanden, so wird von ihm aus der ganze Komplex, einschließlich der motorischen Innervationen, reproduziert, die geordnete Handlung läuft ab. Jetzt wissen wir, warum wir gewisse Bewegungen nicht ausführen können, andere aber selbst gegen unsern Willen verlaufen.

Aber macht unsere ganze Theorie nicht überhaupt den Willen überflüssig? Ja und nein.

Ja, denn diese Theorie läßt verstehen, daß ein geköpfter Vogel ohne Kopf und vermutlich auch ohne Willen hochfliegt und sich im nächsten Baum zurechtsetzt. Für schon erlernte, automatisch gewordene Bewegungen braucht es tatsächlich keinen Willenseinfluß; es genügt, daß das System der Dispositionen des Komplexes der Bewegungsvorstellung kräftig angestoßen wird.

Nein, denn unsere Theorie reicht nicht hin, um folgende Tatsache zu klären: Das Kind in unserem Beispiel habe auf die beschriebene Weise das geordnete Ergreifen einer mehr rechts und ebenso das Erfassen einer mehr links ruhenden Kugel erlernt. Nun sollen zwei Kugeln gleichzeitig vor ihm liegen, eine rote und eine blaue. Für die rote habe es schon immer ein lebhafteres Interesse verraten. Dementsprechend greife es jetzt zielbewußt nach der roten Kugel. Die Umgebung zweifelt nicht daran, daß das Kind eine Wahl getroffen hat. Nehmen auch wir dies an und versuchen wir, den Verlauf psychologisch zu erklären. Unsere bisherige Theorie genügt nicht, da sie nicht verstehen läßt, wie eine Wahl sich auswirken kann. Fragwürdige

Zusammenhänge rückführbar, die physiologische Betrachtung hellt sie nicht auf, sie wird durch keinerlei pathologische Tatsachen gefordert, sondern verdunkelt nur die Probleme, wenn sie z. B. durch eine unberechtigte Verallgemeinerung des pp Parallelismus gewaltsam hineingetragen wird. Mit andern Worten: es gibt zwei grundverschiedene Arten psychischer Gesetzmäßigkeiten, besser: von Gesetzmäßigkeiten im Erleben, physiologisch bedingte und rein psychisch bedingte. Das Unterscheidungsmerkmal jener ist die Nichtverständlichkeit oder die Indifferenz der Inhalte der Abfolge, das Merkmal dieser hingegen die Verständlichkeit und innere Zusammengehörigkeit der Inhalte.

3. Willensakt und Willenshandlung. Hier wiederholt sich die Feststellung, die bei Behandlung des Denkens zu machen war. Der Laie ist, von halbrichtigen Sprüchen und Dichterversen irregeleitet, zumeist von der Allmacht des Wollens, wenn auch nicht immer gerade seines eigenen Wollens, überzeugt. Dem Willensforscher dagegen fällt vorab die Ohnmacht des Wollens auf. Gar mancher kann nicht willkürlich das linke oder das rechte Augenlid schließen, wohl aber beide zugleich; manchem Hirnverletzten gelingt eine gewisse Bewegung nur, wenn er gleichzeitig auf das ausführende Körperglied hinblickt. Also, obgleich bestimmte Körperglieder vorhanden sind, die zugehörigen Muskeln und Nerven zu Gebote stehen, unter Umständen sogar die Bewegung selbst gekonnt ist, bleibt sie dem lebhaftesten Wollen unmöglich. Andererseits beobachtet man, daß häufig ausgeführte, automatisch gewordene Bewegungen entgegen unserm Wollen von uns ausgeführt werden, wenn wir nur an sie denken, z. B. das Anfahren von Dingen durch ängstliche Radfahrer. Es empfiehlt sich wohl, von unserer heutigen Anschauung über die Entstehung der äußeren Willenshandlung auszugehen.

Der Neugeborene bringt eine Anzahl ausgebildeter Reflexe mit zur Welt. Legt z. B. ein Erwachsener ihm die beiden Zeigefinger in die Händchen, so umklammert er reflektorisch die Zeigefinger so stark, daß man ihn daran schwebend hochziehen kann. Außerdem führt der Neugeborene noch ungeordnete Strampelbewegungen aus, die vermutlich von inneren Erregungen der motorischen Hirnrinde herrühren, aber trotz ihres zufälligen Zustandekommens der Ausgangspunkt eines ganzen Systems geordneter zweckmäßiger Bewegungen werden. Es liege sichtbar vor dem Kinde eine kleine rote Kugel, etwa eine Kirsche. Durch Zufallsbewegungen berühre sein Handteller von oben diese Kugel. Reflektorisch schließen sich nun die Fingerchen und umklammern die rote Kugel. Dann führe der Arm die Hand, welche die Kirsche hält, an den Körper heran. Dazu stehen sowohl Zufalls- wie Reflexbewegungen zu Gebote, und so ist mit einer Folge geordneter Bewegungen eine Leistung vollbracht. Das Kleinkind freut sich, die Umgebung bewundert es. Aber diese Leistung ist vom Kinde nicht nur ausgeführt, sie ist auch in mehrfacher Weise wahrgenommen worden: Das Kind sah seine eigenen Gliedmaßen, das Ziel

und dessen Umfassung nebst Abtransport, es erlebte die Eigenbewegungen in kinästhetischen Empfindungen, die eigene Freude und den Jubel der Umgebung über den Erfolg. Das alles bildete einen großen Wahrnehmungskomplex, der seine Spuren im Gehirn zurückläßt. Nicht weiter verspürt, aber tatsächlich vorhanden waren auch die motorischen Erregungen in der motorischen Hirnregion, von denen die Reflex- und die Zufallsbewegungen herrührten. Zu derselben Zeit waren somit an verschiedenen Stellen der Hirnrinde pp Prozesse im Ablauf begriffen: im Hinterhauptslappen die Sehprozesse, in der Scheitelwindung und in der an das Scheitelhirn angrenzenden Winkelwindung (gyrus angularis) die kinästhetischen Vorgänge nebst den taktilen Eindrücken, in den motorischen die Innervationsprozesse und endlich in den Schläfenwindungen die akustischen. Nach einem allgemein gültigen Gesetz assoziieren sich aber gleichzeitig verlaufende pp Prozesse oder, wie im Sinne unserer Resonanzanalogie zu sagen wäre, sie stimmen sich aufeinander ab. Durch dieses Erlebnis in frühester Kindheit ist also eine sehr komplexe Wahrnehmung dem kindlichen Gehirn nach ihren Dispositionen eingeprägt. Werden diese Dispositionen neu erregt, so erlebt das Kind die frühere Wahrnehmung als Vorstellung. Wir nennen diese die Bewegungsvorstellung, ein System oder auch einen Komplex von Bewegungsvorstellungen. Wenden wir auf ihn die uns schon bekannten Gesetze der Komplexreproduktion an: Das Kind sehe später wieder einmal die leuchtende rote Kugel vor sich. Damit ist ein Teilkomplex, ein Unterganzes, wie man auch passend sagt, bewußt; sind keine Hemmungen vorhanden, so wird von ihm aus der ganze Komplex, einschließlich der motorischen Innervationen, reproduziert, die geordnete Handlung läuft ab. Jetzt wissen wir, warum wir gewisse Bewegungen nicht ausführen können, andere aber selbst gegen unsern Willen verlaufen.

Aber macht unsere ganze Theorie nicht überhaupt den Willen überflüssig? Ja und nein.

Ja, denn diese Theorie läßt verstehen, daß ein geköpfter Vogel ohne Kopf und vermutlich auch ohne Willen hochfliegt und sich im nächsten Baum zurechtsetzt. Für schon erlernte, automatisch gewordene Bewegungen braucht es tatsächlich keinen Willenseinfluß; es genügt, daß das System der Dispositionen des Komplexes der Bewegungsvorstellung kräftig angestoßen wird.

Nein, denn unsere Theorie reicht nicht hin, um folgende Tatsache zu klären: Das Kind in unserem Beispiel habe auf die beschriebene Weise das geordnete Ergreifen einer mehr rechts und ebenso das Erfassen einer mehr links ruhenden Kugel erlernt. Nun sollen zwei Kugeln gleichzeitig vor ihm liegen, eine rote und eine blaue. Für die rote habe es schon immer ein lebhafteres Interesse verraten. Dementsprechend greife es jetzt zielbewußt nach der roten Kugel. Die Umgebung zweifelt nicht daran, daß das Kind eine Wahl getroffen hat. Nehmen auch wir dies an und versuchen wir, den Verlauf psychologisch zu erklären. Unsere bisherige Theorie genügt nicht, da sie nicht verstehen läßt, wie eine Wahl sich auswirken kann. Fragwürdige

Deutungen aus älterer Zeit seien hier übergangen. Wir ziehen zur Erklärung eine immer wieder bestätigte experimentelle Tatsache heran: *Zuwendung der Aufmerksamkeit* begünstigt einen mit Aufmerksamkeit bedachten anschaulichen Inhalt und darum, nach den Axiomen des methodischen pp Parallelismus, auch den zugehörigen pp Prozeß. Nun liegt aber wesensnotwendig in jedem Wählen, Anstreben und Vorziehen ein Beachten des gewählten usw. Gegenstandes. Nach unserer Theorie hat sich ein besonderer Komplex einer Bewegungsvorstellung für das Rechts-greifen und ein ebensolcher für das Links-greifen herausgebildet. Bevorzugt nun das Kind die mehr rechts liegende rote Kugel, so wendet es seine Aufmerksamkeit einem Teilinhalt des zum Rechts-greifen gehörenden Vorstellungskomplexes zu, begünstigt damit diesen und seine physiologischen Grundlagen, somit auch den automatischen Ablauf der Wiedererregung desselben bis zum erfolgreichen Nach-rechts-greifen und Erfassen der roten Kugel. Man sieht deutlich: das Wollen oder Wählen wirkt hier wie eine *Weichenstellung*, ist also nichts weniger als überflüssig.

Unerläßliche Voraussetzung jeder äußeren Willenshandlung ist also eine geläufige Bewegungsvorstellung. Treten mehrere Bewegungsvorstellungen zueinander in Wettbewerb, so sichert das im Wollen liegende Beachten dem dem Ziel entsprechenden Vorstellungskomplex den Vorsprung. N. A. c. h. hatte diese Tatsache durch den Begriff der „*determinierenden Tendenzen*“ zu decken gesucht.

Zwei *Folgerungen* dürften nun sofort einleuchten: 1. Das Wollen arbeitet geradeso wie das Denken. Die Bewegungsvorstellungskomplexe entsprechen den Methoden des Denkens. 2. Wenn auch das Wollen nur zur Weichenstellung unbedingt erforderlich ist, wird es doch auch den eindeutig festgelegten Handlungen, die ohne dazwischentretende Wahl verlaufen, zugute kommen, indem es den Ablauf der pp Erregungen begünstigt. Aber auch die Einschränkung dieser Behauptung leitet man leicht ab: Für das Zustandekommen einer komplizierten geübten Handlungsfolge ist es vorteilhafter, statt der einzelnen Zielbewegungen das Ziel der ganzen Folge zu beachten.

4. Die vulgäre „*Willensenergie*“. Von „*Willensenergie*“ spricht man 1. bei der *Ausführung einer vorgenommenen äußeren Willenshandlung*. Nicht jeder Vorsatz wird unserem Vornehmen entsprechend ausgeführt. Man nimmt sich z. B. vor, sorgfältig auf die richtige Lage des Kohlenpapiers beim Maschinenschreiben zu achten, muß aber beim Papiereinspannen zu seinem Verdruß feststellen, daß man wieder die Rückseite seines Originals „*verkohlt*“ hat. Hilft es da, den Vorsatz „*energischer*“ zu fassen? Die Experimente schienen anfangs der vulgären Meinung recht zu geben, später entschieden sie deutlich dahin: nicht die Wucht des Vorsatzes sichert seine Durchführung, wohl aber das Bewußthalten des Vorsatzes in der Zeit, zu der er verwirklicht werden soll.

Von „*Willensenergie*“ spricht man 2. bei der *Entschlußfassung*. Fast jede „*Wertverwirklichung*“ setzt Opfer voraus, einen Wert wollen

heißt, die Opfer, durch die er erkaufte wird, bejahen. Das aber erfordert nach der Meinung der Vulgärpsychologie „*Energie*“. Kritische Erwägungen und Versuche haben nun den Verfasser zu der Überzeugung gebracht, daß hier eine Täuschung vorliegt: Die bisweilen versuchte Willensanspannung ist keine echte Willensregung, sondern vielmehr eine Ausdrucksbewegung, deren muskuläre Komponente allerdings Intensitätsgrade aufweist, ohne jedoch einen schweren Entschluß dadurch eher zu ermöglichen. Die Frage ist wesentlich nur die: Ist mir das Ziel das Opfer wert? Das Haben wertvoller Ziele ist darum gleich dem Reichtum an Willenskraft. Und da überhaupt unser Wollen durch Werte, Ziele geleitet wird, ist *Willensleitung* soviel wie *Bereitstellung von Zielen*, die gerade für das zu beeinflussende Individuum wertvoll sind¹⁾.

5. Von der Willensfreiheit. Die Anerkennung der Bedeutung der Motive und wertvollen Ziele für die Willenslenkung ruft hier und da die Befürchtung wach, sie sei mit der Anerkennung der *Willensfreiheit* nicht vereinbar. Aber wenn nun die Willensfreiheit gerade darin besteht, daß man einen erlebten Wert frei bejaht unter Umständen, wo man ihn ebensowohl nicht hätte zu bejahen brauchen, dann ist dieser Befürchtung doch ein für allemal der Boden entzogen. Suchen wir zuerst das Erlebnis einer freien Stellungnahme deskriptiv richtig zu fassen. Daß ein erlebter Wert bewußt geworden ist, vollendet nicht das Erlebnis der freien Stellungnahme, sondern erscheint nur als dessen notwendige Vorbedingung. Ein Bejahen, ein Anstreben ohne Objekt erscheint als psychologisch unmöglich, ohne wertvolles Objekt ist es zugleich eine biologische Unmöglichkeit; denn die biologische Betrachtung zeigt das Wollen als Steuerung zur Vollendung des Individuums. Ist die Vorbedingung erfüllt, dann kann überhaupt erst ein Wollen auftreten, und es gibt sich als ein spontanes Heraustreten des Ich, als eine *Stellungnahme*, als ein relativer Anfang. Wenn ein Erlebnis, dann gehört dieses der zweiten von uns herausgestellten Art an. Denn es ist durchaus ein verständlicher Zusammenhang zwischen der tatsächlichen Entscheidung und dem vorausgehenden „*Es beliebt mir so*“. Wir brauchen darum gar nicht nach etwa verborgenen physiologischen Erklärungsfaktoren zu suchen; wir lernen das Erlebnis der freien Entscheidung empirisch kennen. Die Philosophie hat sich damit wie mit einer *Tatsache* abzufinden.

Als unwiderlegliches Argument kommt hinzu: Die Menschen glauben, ohne die Anerkennung einer echten *Verantwortlichkeit* nicht auskommen zu können. Aber keine Verantwortlichkeit ohne Freiheit. Man durchgehe das Vorleben eines Verbrechers. Gab es darin nie einen Augenblick, wo er ebensogut hätte anders handeln können, als er getan, dann kann ich ihn ebensogut zur Rechenschaft ziehen wie eine Wanduhr, die stehengeblieben ist, weil sich zuviel Staub in ihrem Gehwerk festgesetzt hat. Sie trägt zwar den ganzen Komplex der Bedingungen ihres Versagens

1) Vgl. Johs. Lindworsky, *Der Wille* 3. Leipzig 1923, und Ders., *Willenschule* 4. Paderborn 1932.

Lindworsky, *Das Seelenleben*.

in sich, aber nur in orientalischen Märchen darf ihr Besitzer klagend vor dem Richter erscheinen. In der Tat hat man bei manchen Bekämpfern der Willensfreiheit fast den Eindruck, Angst vor der Verantwortlichkeit befeure ihr Bestreben.

6. Einwände gegen die Willensfreiheit. Die Bedenken gegen die Freiheit des Willens gehen vielfach von einer Entstellung ihres Begriffes aus, z. B. sie sei motivloses Wollen. Das ist durch obige Klärung ihrer Vorbedingungen schon ausgeschlossen. Es muß sogar eine Mehrheit von Werten bewußt sein; denn ist uns nur ein einziger Wert bewußt, so würde das Streben seiner innersten Bestimmung untreu, bliebe es gegen diesen Wert indifferent. Durch Ermüdung oder Aufregung kann dieser Fall des Wertmonismus eintreten, womit für diesen Fall auch die freie Entscheidung unmöglich wird. Bei einigem Nachdenken kann uns jedoch bewußt werden, daß Nichtwählen auch ein Wert ist, und so reißen wir uns wieder zur Freiheit empor.

Oder man übertreibt den Umfang der Freiheit, als könnten wir mit ihr alles bejahen und auch dem stärksten Anreiz größter Güter widerstehen. Aber ein Mensch kann überhaupt nichts wollen, was sich ihm nicht als Wert darstellt; ein glattes Übel zu wollen, widerstreitet seiner Vernunft. Daß wir nicht immer das größere Gut zu wählen brauchen, läßt sich durch die Erfahrung belegen. Beachtet der Wählende aber die zu vernachlässigende Wertdifferenz, so muß er für ihre Vernachlässigung Motive haben.

Das Hauptbedenken gegen die Willensfreiheit pflegt man heute aus dem naturwissenschaftlich formulierten Kausalgesetz herzuleiten. So gefaßt, besagt es: „Die Wirkung ist quantitativ gleich der Ursache und von ihr eindeutig determiniert. . . Die Physik hat es mit solch notwendig wirkenden Ursachen zu tun. Aber die Frage lautet doch hier gerade, ob es nur solche Ursachen gebe oder auch solche, die ihr Wirken beherrschen. Brächte man also nicht diese noch unbewiesene Behauptung an die Diskussion heran, so wäre immer noch möglich, daß selbst unter Voraussetzung des Kausalgesetzes, wie er eben formuliert wurde, eine Ursache zwar nicht so oder so handeln könnte (sie hätte nicht die libertas specificationis), wohl aber, daß sie dies eine tun oder nicht tun könnte (libertas exercitii) . . . Metaphysisch allgemein gilt nur, daß die Ursache hinreichend sein muß, also mindestens von der Seinshöhe der Wirkung. Daß sie ihr aber gleich sein müsse, daß sie notwendig wirken müsse, das ist nicht nur unbewiesen, sondern für die Totalursache ganz falsch. Die naturwissenschaftliche Formulierung gilt nur für ein ganz enges Gebiet, zu dem der ganze Mensch eben nicht gehört. Sie stimmt nur für die anorganische Welt“¹⁾.

Da der Mensch naturgemäß nach Werten strebt, da ferner das, was dem einzelnen durchschnittlich wertvoll ist, sich nach der uns bekannten menschlichen Natur richtet, individuelle Abweichungen aber sich gelegentlich vertragen, so wird man statistisch die Wahrscheinlichkeit errechnen

1) Brunner, a. a. O. S. 110 f.

können, mit der unter normalen Verhältnissen gewisse Willensentscheidungen, wie Verbrechen, Selbstmord u. ä. fallen werden. Daß diese Wahrscheinlichkeitsziffern bei einer großen Anzahl von Menschen sich gleich bleiben, spricht ebensowenig gegen die Willensfreiheit wie die Tatsache, daß man mit Inaussichtstellen von Werten oder Unwerten, also durch Lohn und Strafe, mehr oder weniger dauernd das menschliche Wollen beeinflussen kann.

Es ist durchaus berechtigt, daß wir in dem Erlebnis der freien Willensentscheidung die Höhe unseres Menschturns zu erleben glauben, nur verbindet sich hier ähnlich wie beim Denken häufig ein viel verbreiteter Irrglaube mit dem berechtigten Kern menschlicher Selbstwertung. Hat das in freier Entscheidung angestrebte Ziel eine moralische Werthöhe, so hält sich mancher für berechtigt, seinem Willen und damit seiner eigenen Person diese sittliche Werthöhe beizulegen, und gerade so, wie man von einer inneren Schärfung des Verstandes sprach, glaubte man an eine Erüchtigung der Willensfähigkeit durch Wiederholung guter Akte. Damit war denn auch eine einfache Anweisung für alle Erziehung gegeben: Laß Akte jener Tugenden und Fertigkeiten, die der Zögling später üben will, häufig von ihm setzen, dann entwickelt sich sein Wollen von selbst zu einem jenen guten Zielen geneigten. Mit dem Nachweis der Voraussetzung steht es hier jedoch gerade so schlimm wie beim Denken. Unsere vorausgehend dargestellte Theorie des Wollens aber weist ebenso wie die Enttäuschungen in der Praxis auf ein dem Willen mehr äußeres Mittel hin: auf die Bereitstellung von Werten.

Die Wiederholung tugendhafter Akte als solche kann Zusatzwerte schaffen, dürfte jedoch den Willen innerlich nicht umformen. Insoweit sie mit äußeren Willenshandlungen verknüpft ist, zieht sie auch eine gewisse Dressurwirkung nach sich, da durch die wiederholte Handlung Komplexe von Dispositionen zu Bewegungsvorstellungen angelegt und geläufig gemacht werden. Aber jedermann sieht leicht, daß das Vorhandensein solcher Engramme, die ihrer Natur nach an sich unbewußt bleiben, keinen Wert ins Bewußtsein bringen kann, der zur Ausübung früher gesetzter Tugendakte anlocken könnte, zumal wenn andere subjektive Werte zu dem entgegengesetzten Verhalten anreizen.

7. Der Trieb. Im Anschluß an die Besprechung des Willenslebens ist es zweckmäßig, den viel mißbrauchten Begriff „Trieb“ zu klären. Trieb ist ein Deskriptions-, kein Funktionsbegriff, d. h. er meint nicht eine besondere seelische Funktion, sondern nur eine eigenartige Verhaltensweise schon bekannter Funktionen. Unser Wollen kann so verlaufen, daß wir uns ganz klar darüber sind, daß wir wollen, was wir wollen, ferner, welche Beziehungen das Ziel unseres Wollens zu andern Dingen und Ordnungen hat, z. B. zu unsern Standespflichten, unseren Lebenszielen, zu göttlichem, menschlichem Gesetz und Brauch, zu Regeln der Kunst, zur Mode usw. Außer dem Wollen haben wir hier eine Fülle von Erkenntnissen. Es wäre nicht zu ertragen, wollte jemand immer nur mit jener höchsten Klarheit

und Einsicht sich entscheiden. Davor bewahrt uns die Begrenztheit unserer pp Energie, sie haut die verschiedenen intellektuellen Aufstockungen über unserem Willensakt ab. Bleibt dann nur noch ein Wollen und vielleicht noch ein fast automatisch sich anschließendes Handeln übrig, dann nennt dies der Sprachgebrauch auch ein triebhaftes Verhalten. Somit wäre der Trieb ein um Akt und Ziel nicht bewußtes Streben. Ein solches Verhalten tritt ein bei hoher Wertsteigerung des Zieles, also bei großem Bedürfnis einerseits, aber auch bei Denkschwerfälligkeit und mangelnder Denkgewöhnung andererseits. Darum kann triebhaftes Verhalten bei jedem Ziel, auch bei höheren, auftreten, und es ist völlig aussichtslos, eine Liste der Triebe, nach den Zielen geordnet, aufstellen zu wollen. Gewiß heben sich jene Bedürfnisse, die wir in unserem Körper mit uns herumtragen, stärker ab. Aber es dient gewiß der wissenschaftlichen Klarheit, wenn wir in der Erkenntnis, daß es im Grunde nur einen Trieb mit zweifacher Richtung: hin zum Guten, fort vom Übel gibt, uns das Schlagwort „Trieb“ möglichst verwehren und lieber von „triebhaftem“ Verhalten reden¹⁾.

8. Die Aufmerksamkeit als innere Willenshandlung. Man kann dem merkwürdigen seelischen Verhalten, das wir gemeinhin als Aufmerksamkeit bezeichnen, nicht gerecht werden, wenn man nicht Bedingungen, Hilfsmittel, Wesen und Wirkungen der Aufmerksamkeit auseinanderhält. Stellt man aber die aus der Praxis bekannten Bedingungen zusammen, so findet man solche genannt, die in ihrem Wesen einander entgegengesetzt sind, etwa laute und leise Geräusche — ein Hinweis darauf, daß der in jenen Bedingungen mitgenannte physiologische Faktor nicht wahre Bedingung ist. Andere Bedingungen, wie neu und alt, weisen überhaupt zunächst nicht auf Physiologisches hin, sondern gehören ins Reich des Biologischen. Wir umschließen alle Aufmerksamkeit erregenden Bedingungen, wenn wir sagen: das biologisch Bedeutsame weckt die Aufmerksamkeit. Beim Menschen kann dieser Sachverhalt der biologischen Bedeutsamkeit geistig erkannt sein, beim Tier mag er oft durch eine Art Abstimmung des Organismus auf das biologisch Bedeutsame schon vor dem Erscheinen des Reizes berücksichtigt sein, wenn z. B. die Eidechse auf ein leises Rascheln hin die Flucht ergreift, durch einen Schuß jedoch sich nicht beunruhigen läßt. Nur ein Hilfsmittel, nicht das Kernerlebnis der Aufmerksamkeit ist die Einstellung der Sinnesorgane. Der Aufsicht führende Lehrer konvergiert seine Augen vielleicht krampfhaft in die linke hintere Ecke des Klassenzimmers, während er seine Aufmerksamkeit womöglich den Ereignissen auf einem näheren Kriegsschauplatz schenkt. Daß Folgen der Aufmerksamkeitshaltung, wie größere Klarheit der beachteten anschaulichen Inhalte, nicht das Wesen dieser Haltung sein können, braucht eigentlich nicht erst ausgesprochen zu werden. Wer je lebhaftere Aufmerksamkeitszustände durchlebt hat, weiß, daß es sich dabei vor allem um ein inneres Sichbemühen handelt. Stellen wir uns entwicklungspsychologisch ein, indem wir Umschau nach

1) Ein hübsches Beispiel einer Triebhandlung bildet den Gegenstand von Mürikes Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“.

einem ähnlichen Vorkommnis auf tieferen Stufen des Seelenlebens halten, so bietet sich uns sofort das Bild des Beute jagenden Tieres, und wir kommen zu dem Satz: Die unwillkürliche Aufmerksamkeitshaltung ist verkörpert in der Haltung des unwillkürlich (triebhaft) nach etwas Strebenden. Sie hat den Zweck, die zum Erkennen relativ beste innere und äußere Verhaltensweise herbeizuführen. Am Anfang der Entwicklung steht das unwillkürliche Streben, wie es etwa den Jäger beseelt, den Tier-, aber auch den Menschenjäger. In dieser Seelenverfassung ist die Haltung der unwillkürlichen Aufmerksamkeit „von selbst“, d. h. einschlußweise gegeben. Sie wird später aus dem Gesamterlebnis als Teilverhaltensweise abstrahiert und wegen ihrer Vorteile zum Ziel eines besonderen, auf sie gerichteten Wollens gemacht. So kommt der Mensch zur unwillkürlichen und willkürlichen Aufmerksamkeit. Als Wirkung der Aufmerksamkeit wird die Verlebendigung anschaulicher Inhalte genannt, womit zugleich gesagt ist, der zugehörige pp Prozeß sei gefördert worden, m. a. W. eine Einwirkung des Psychischen auf das Physische — auffallend, aber nicht zu umgehen, auch verhältnismäßig einfach durch Lenkung der schon bewegt vorhandenen pp Energie zu erklären. Nur so kommen wir zu einer Führerschaft des Seelischen.

9. Der Ausbau der äußeren Willenshandlung. — Von der Sprache. Kann das Kleinkind einige elementare Bewegungen machen, so vermag es aus der Verbindung mehrerer solcher Elementarbewegungen eine ziemlich komplizierte Totalbewegung aufzubauen. Der Erwachsene leitet es dabei an, es käme aber auch ohne solche Anleitung voran; denn es ist imstande, seine Umgebung, Mensch und Tier, zu beobachten und nachzuahmen. Nicht selten wird eine spielerisch-planlose Bewegungskombination mehr zufällig zum Ziele führen, als erfolgreiche erkannt und dann absichtlich spielend eingeübt und zuletzt bewußt ausgeübt. Es handelt sich also um eine Erfindung, bei der immer Ziel und Mittel zu beschaffen und zueinander zu bringen sind.

Vielleicht die für seinen Kulturaufstieg bedeutsamste Erfindung des Menschen war die Erfindung der Sprache. Als Sprachmittel hätte er jede Bewegung seiner Gliedmaßen verwenden können. Es stellte sich ihm indes ein weit bequemer Instrument zur Verfügung: die Hervorbringung von Stimmlauten, die das Neugeborene schon bald ähnlich wie das junge Tier hervorzubringen vermag. Diesem Mittel hat die Natur schon ein Ziel beigegeben, indem sie es so einrichtete, daß das junge Tier andere und andere Laute von sich gibt, je nachdem es sich wohl oder übel befindet, und so ist ihm die unterste Leistungsstufe einer jeden Sprache, die Kundgabefunktion, beschert. Da es aber eine weitere Vorsorge der Natur war, von der umgebenden Tierwelt solche Kundgabe als biologisch bedeutsam erleben und mit zweckmäßigen angeborenen Reaktionen beantworten zu lassen, so war auch die zweite Leistungsstufe der Sprache, die Auslösefunktion, gesichert. Spielerische Gewöhnung kann durch eine Art Selbstdressur diesen von der Natur

geschaffenen Zusammenhang zu einem prompt reagierenden Alarmapparat werden lassen, und erfaßt erst das Kleinkind die Zusammenhangsrelation von Kundgabe und Auslösung, so kann es absichtlich jenes Mittel diesem Zweck zuordnen zum Leidwesen der betroffenen Umgebung.

Von einer wirklichen Sprache redet man aber berechtigterweise erst dann, wenn die höchste Leistung der Sprache, die Darstellungsfunktion, erobert ist. Das Tier erreicht sie nie, weil außer den Darstellungsmitteln, die ihm nicht zu fehlen brauchen, unumgänglich die Erfassung der Zusammenhangsrelation zwischen Mittel und Ziel erforderlich ist. Damit haben wir schon das Kerngeschehen bei der Sprachentstehung herausgehoben. Was muß erreicht werden? Es muß ein Mittel gefunden werden, das dem Mitmenschen den Gegenstand einer Aussage stellvertretend bewußtseinspräsent macht; „stellvertretend“, denn es geht nicht gut an, daß, will man vom Löwen reden, man den Wüstenkönig bei seiner Nackenmähne fasse und vor dem Gesprächspartner aufpflanze. Damit ist zugleich die gewaltige Bedeutung, aber auch die Gefahr der Sprache veranschaulicht: sie erlaubt, über alles und jedes zu reden, das man symbolisch bewußt machen kann, auch dann, wenn das Symbol vom Sprecher nicht mehr ausreichend mit Sinn und Bedeutung erfüllt wird. Wie gelangt nun der Mensch zur Funktion der stellvertretenden Darstellung? Die ältere Sprachwissenschaft antwortete: durch *Naturalaute*, *Nachahmung* und *Erfindung* von Willkürzeichen und wollte möglichst immer nur einen dieser drei Wege gelten lassen. Der Denkpsychologe erwidert: Alle drei Wege mögen eingeschlagen werden, aber keiner führt zum Ziel, wenn er nicht mit der wichtigsten Denkfunktion, der Erfassung des Zusammenhanges, verbunden wird. Ein fingiertes Beispiel: Zwei noch sprachunfähige Urmenschen durchstreifen den Wald, Pfeil und Bogen schußbereit. Sie haben die merkwürdige Absicht, einen Kuckuck zu erlegen. Still gehen sie nebeneinander her, den rechten Arm mit der Schußwaffe gegen den Fußboden gesenkt. Plötzlich ruft der eine, vielleicht aus purer Spielfreude den Ruf des Tieres nachahmend: „Kuckuck“, und alsobald sieht er, wie der Gefährte den rechten Arm samt der Schußwaffe erhebt und die nächsten Baumkronen und Gebüsche absucht. Bleibt es bei diesem Sehen, so war zwar der Weg der Nachahmung erfolgreich beschritten, hatte aber nicht bis zum wertvollen Ende geführt, weil beim Rufer die Relationseinsicht ausblieb: mein nachahmender Ruf ließ den Kameraden an das Beutetier denken, ist somit ein geeignetes Mittel, ihm den Kuckuck bewußtseinsgegenwärtig zu machen. Leuchtet diese Einsicht ihm aber auf, dann hat er den Anfang zu einer primitiven Sprache entdeckt; denn die Sprache muß entdeckt werden. Wie dies unter Benutzung der beiden andern Wege, der Interjektion und der willkürlichen Symbole, geschehen kann, braucht nicht im einzelnen dargetan zu werden, auch nicht, daß das neugefundene Mittel der Verständigung absichtlich immer wieder ausprobiert, auch von andern erkannt und übernommen werden kann. Die drei Theorien sind berechtigt, aber, weil sie die Tatsache der Entdeckung verkennen, unzulänglich, auch können sie nebeneinander bestehen.

Wie läßt sich nun der weitere Fortschritt der Sprache denken? Die Menschen abstrahieren von den Gegenständen charakteristische Merkmale, was wiederum die Relationserfassung einschließt, dem uneinsichtigen Lebewesen darum versagt bleibt. Diese Merkmale, stimmlich oder durch irgendwelche Körperbewegungen dargestellt, werden zu Darstellungsmitteln für sie. So ist „bäh“ das Schaf, „rara“ das laufende und beim raschen Wagenziehen Lärm machende Pferd. Zieht nun ein unerwartet schnell laufendes Schaf die Aufmerksamkeit des Sprechers auf sich, so mag er „rara bäh“ ausrufen. Der Zuhörende erwartet wohl ein Pferd und ein Schaf zu sehen, findet aber nur das schnell laufende Schaf. Sehr bald wird ihm einleuchten, daß der gemeinte Gegenstand zwar ein Schaf ist, aber daß da auch etwas vom laufenden Pferd zu erblicken ist. So gewinnen die anderswoher abstrahierten und mit stimmhaften Bezeichnungen verknüpften Merkmale den Wert und die Funktion eines Prädikates, und es entwickelt sich die Satzform mit einem festen, oft für sich allein wirksamen Satzschema, das den Merkmalsbezeichnungen andere und andere Funktionen im Satzganzen verleiht, je nachdem sie diese in sich aufnimmt: dasselbe Wort kann dann sowohl Prädikat bzw. Prädikatsnomen, wie transitives oder intransitives Verbum, Subjekt oder Attribut vertreten (Slotty). Mit der Möglichkeit, Merkmale sprachlich festzuhalten, ist auch die gegeben, Begriffe aufzubauen und zu fixieren. Läßt sich doch der Begriff als eine Mehrheit von Sachverhalten verstehen, die von dem nämlichen Ding abstrahiert und darum auch auf dasselbe Ding bezogen, von ihm gedächtnismäßig aufbewahrt werden.

Auch die Fähigkeit, Urteile zu formulieren und auszusprechen, ist nunmehr erobert. Das Urteil ist ja nicht der Akt einer elementaren geistigen Fähigkeit, sondern ein sehr komplexes Aktgefüge. Zugrunde liegt ihm die Erfassung eines Sachverhaltes: „Das Pferd läuft.“ Dazu verhilft die elementare Befähigung zur Abstraktion und zum reflexen Erleben, woraus die verschiedenen Relationserfassungen hergeleitet werden. Ihre sprachliche Fixierung lernten wir soeben kennen. Neben dem Grundsachverhalt des Laufens wird auch der Begleitsachverhalt der subjektiven Gewißheit erkannt, meist indes nur kundgegeben, nicht eigens dargestellt. Weil es nun dem denkenden Subjekt als etwas Wertvolles erscheint, daß ein Dritter von ihm durch sein Sprechen erfährt, was er selbst erkannt hat, darum bringt er in der äußeren Willenshandlung des Aussprechens seines Satzes ein Urteil zu Gehör, wobei er sich willensmäßig für die Gewißheit und die Anerkennung seines Satzes, richtiger seiner Behauptung, einsetzt. Nehmen wir noch die schon oben (S. 6) erwähnte Befähigung zum Schlußfolgern hinzu, so erhellt, daß und wie sich der Mensch die Wissenschaft, d. h. systematisch mitteilbare und erweisbare Erkenntnisse, aus kleinsten Samenkörnern ursprünglicher Begabungen selbst gewinnen konnte.

VII. RECHT, SITTE, KULTUR.

Wir begegneten in unserer Darstellung bereits Erscheinungen, die das menschliche Seelenleben als ein in die Gemeinschaft hineinbezogenes, in ihr sich äußerndes und schöpferisch tätiges erwiesen. Wir stießen auf menschliches Kunsterleben und Kunstschaffen, auf Sprache und Wissenschaft, die, vom Menschen gestaltet, als objektive Kulturerscheinungen ihr Dasein haben. Dem Psychologen erhebt hier ein eigenes Problem. Schaut man nämlich auf die Anlagen und Fähigkeiten, die dem einzelnen im Durchschnitt verliehen sind, so wird man sie nicht allzu hoch einschätzen. Es bleibt darum immer eine interessante Frage, wie denn auch eine Mehrheit von Menschen ausreichen konnte, nicht um Spitzenleistungen hervorzubringen, denen ja auch Sonderbegabungen bei manchen Individuen entsprechen, nein, um jene allgemein menschlichen Schöpfungen zu erklären, die, wie Sprache, Wissenschaft, Kunst, doch schon einen ansehnlichen Teil menschlicher Kultur ausmachen.

1. Die irrationalen Faktoren. Solange man nicht in die höheren Funktionen des Denkens, Wollens und Fühlens eingedrungen war, konnte man diese Frage nicht nur nicht beantworten, man glaubte sogar, sie verneinen und zu den bekannten Funktionen noch andere, bisher unbestimmte Faktoren, und zwar die irrationalen, hinzunehmen zu müssen. Die Gewinnung von Sprache, Wissenschaft und Kunst glauben wir im bisherigen unter Heranziehung der bekannten niederen und höheren Funktionen hinreichend verständlich gemacht zu haben. Treten wir jetzt an die Erscheinungen heran, die mit besonderer Vorliebe als Produkte des Irrationalen betrachtet werden, so müssen wir zuvor diesen so vielseitigen Begriff des Irrationalen klären, soweit er als psychologischer Begriff für uns in Betracht kommt und fruchtbar sein kann. Rational sollen alle jene Erlebnisse heißen, die von Einsicht getragen sind. Wir haben oben (S. 29) in einer Übersicht die wichtigsten kennengelernt: Einsicht in den Begründungs- und in den Motivationszusammenhang. Reproduktionszusammenhänge dagegen, sowie der von Reiz und Empfindung bleiben irrational, sie treten ohne jede unmittelbare Einsicht seitens des Erlebenden auf. Es läßt sich nun zeigen, daß die psychologische Entstehung und Fortbildung von Recht, Sitte und Kultur andere als die genannten rationalen und irrationalen Faktoren zur Erklärung nicht benötigen.

2. Recht und Sittlichkeit. Wir gehen von einem Urverlangen des Menschen aus: Der Wunsch aller Menschen geht dahin, zu leben und relativ befriedigt leben zu können. Es braucht nun gewiß keine qualitativ andere oder gar höhere Einsicht, als sie zur Erfindung der Sprache diente, um zu erkennen, daß, falls eine größere Anzahl Menschen auf demselben Raum zusammenleben wollte oder mußte, eine Anzahl von „Spielregeln“ eingehalten werden mußte, um den allen gemeinsamen Wunsch nach einem relativ glücklichen Leben zu verwirklichen. So entsteht ganz rational das Recht und ebenso

logisch der von der Mehrheit ersonnene Rechtszwang zur Durchsetzung jener Rechtsparagrafen. Voraus und daneben läuft die Erkenntnis von der sittlichen Erlaubtheit bzw. Werthaftigkeit und Unwerthhaftigkeit einer Willensentscheidung, die gemäß oder gegen jene Grundgesetze gefällt wird, auf denen das allgemein anerkannte Recht beruht. Hier mögen als irrationale Faktoren in unserem Sinne komplexe Gefühle mitgewirkt haben, z. B. der Ekel, der uns beim Anblick eines übel zugerichteten Menschen ergreift, während die Einsicht in die Verbindlichkeit und tatsächliche Sanktion jener obersten Sittengesetze sowohl ihren Ursprung wie ihre rationale und irrationale Stützung in der noch zu besprechenden psychologischen Entstehung der Religion und in einer aus ihr stammenden religiösen Tradition finden mag.

3. Sitte und Brauch. Recht und Sittlichkeit verlangen zu ihrer Pflege gewisse feste Formen. So entsteht Sitte und Brauch. Gerade sie haben der Rede von der Irrationalität dieser Gebilde Nahrung und Stoff gegeben. So manches findet sich da, was weder einen rationalen Kern noch einen solchen Ursprung aufweisen kann und darum oft stracks auf irrationale Quellen zurückgeführt wurde, oft wohl zu Unrecht, wie folgendes Beispiel veranschaulicht: In einer protestantischen Kirche Norddeutschlands war es Brauch, daß die Gemeindeglieder nach dem Empfang des Abendmahles eine Verbeugung in einer bestimmten Richtung der Kirche machten. Niemand wußte über den Sinn oder den Ursprung der Zeremonie Bescheid — also ein typisch irrationales Verhalten. Da wurde die Kirche einmal im Innern restauriert, und es zeigte sich unter dem Verputz an der Wand ein Marienbild. Seit der vorreformatorischen Zeit hatte man ihm eine Reverenz erwiesen. Der Ursprung der Zeremonie war also rational, das Endergebnis infolge Dazwischentretens der irrationalen Faktoren des Vergessens und Perseverierens war scheinbar irrational geworden. Ursprünge, die vergessen werden können, Formen, die beharren, sind nun jedem Brauch eigentümlich. Kein Wunder, daß sich hier der Schein des Irrationalen so oft findet. Als Träger von Stimmungen und Werten ersetzen aber die Reproduktionen reichlich, was sie vielleicht durch den Anschein der Irrationalität dem Brauch an Wertschätzung rauben.

4. Fortschritt und Stillstand der Kulturen. Wenn wir Sitte und Kultur auf die Betätigung der jedem Menschen verliehenen Funktionen des Denkens und Wollens einschließlich der Reproduktion zurückführen, im Denken aber, speziell in der Relationserfassung, das Prinzip der Fortschreitenden Neuerkenntnisse sehen, bleibt uns die schwierige Aufgabe, zu erklären, wie einzelne Völker, z. B. das chinesische, jahrhundertlang auf einer einmal erreichten und gewiß nicht zu unterschätzenden Kulturstufe stehen bleiben. Wir machen folgendes Gedankenexperiment: Wir geben mehreren Versuchspersonen je den gleichen Gegenstand in die Hand, etwa ein glatt gehobeltes Brett. Die Versuchspersonen sollen nun möglichst viel an ihrem Brett feststellen und möglichst viele Relationen an ihm abstrahieren. Obwohl nun die Zahl der abstrahierbaren Relationen nahezu un-

endlich sein dürfte, werden die Versuchspersonen vermutlich nach derselben Zeit erklären, es ließe sich nichts Neues mehr entdecken. Allzu reich wird auch das von ihnen bisher Erarbeitete, auf systematische Sätze gebracht, nicht sein. Sie werden aber ihre Arbeit wieder aufnehmen, sobald man ihnen neue Gesichtspunkte für die vergleichende Betrachtung ihrer Objekte nennt. Genau so ergeht es abgeschlossen für sich lebenden Völkern. Im Ringen mit der Not des Lebens machen sie Kulturfortschritte wie alle anderen ähnlich gestellten Völker, bis sie sich eine erträgliche Lebensführung errungen haben. Dann kommt der Stillstand, es sei denn, sie kämen durch Krieg oder Völkerwanderung mit einem anderen Volk einer höheren Kulturstufe in Berührung. Darum verläuft die Kurve des Kulturfortschrittes auch nicht stetig, sondern weist Unstetigkeiten auf.

Ein verwandtes Problem geben die tiefststehenden Völker zu lösen auf. Warum kommen gewisse Stämme über das tiefe Niveau ihrer Kultur überhaupt nicht hinaus? Man vermutete, gewisse seelische Funktionen seien diesen Tiefststehenden überhaupt versagt, oder sie besäßen sie, aber nur mit einer Dysfunktion behaftet; insbesondere war manchen Ethnologen glaubhaft, durch vorzeitige Verwachsung der Schädelnähte werde das Wachstum des Gehirns gehemmt. Alle diese Vermutungen führten naturgemäß dazu, sich eingehender mit dem Studium des primitiven Kindes zu befassen. Da ergab sich, daß z. B. das Negerkind genau in derselben Weise zeichnet, spielt, formt usw. wie das europäische. Von einer abnorm frühen Verknöcherung der Schädelkapsel war nichts festzustellen. In Missionsschulen aufgezogene Negerkinder leisten wesentlich das Gleiche wie Europäer. Hier fand sich denn auch der Schlüssel zur Lösung des Rätsels: Wer immer von dem Jungvolk dem Einfluß des Stammes entzogen wurde, konnte Fortschritte machen, wer ihm aber wieder unterlag, sank auf das Niveau der Stammesgenossen zurück; insbesondere scheinen die Jugendweihen, die den Adoleszenten in die Stammesbräuche, vorab in dessen Sexualleben einführen, diesen verhängnisvollen Einfluß zu haben. Die Überwucherung des Geistes durch die Interessen des Sexus dürften das Hindernis kulturellen Aufstiegs sein.

VIII. DIE RELIGION.

1. Psychologischer Ursprung des Gottesglaubens. Wie wir aus dem philosophischen, religiösen und sonstigen Schrifttum aller Zeiten wissen, gelangen die Menschen durch ein einfaches Schlußverfahren von der Beobachtung der Natur, ihrer Zweckmäßigkeit, Zielstrebigkeit, aber auch ihrer Begrenztheit zu der Überzeugung, daß sie samt der Natur das Werk eines höheren, sehr mächtigen, denkenden und wollenden Wesens sind, das sie in allgemeiner Übereinstimmung Gott nennen, dem sie eine besondere Art von Verehrung weihen. Das Verhältnis des Menschen zu Gott, insoweit es ein positives ist, heißt Religion. Das psychologische Problem ist auch hier, ob die psychischen Funktionen des Menschen, wie wir sie kennenlernten, aus-

reichen, ihn zum Gottesglauben zu führen, und wie sich dieser zu den weiteren uns bekannten Gestaltungen der Religion entwickelt.

Man könnte geneigt sein, was oben über das schlußfolgernde Denken ausgeführt wurde, einfach auf diese Frage anzuwenden. Aber dagegen spricht die Tatsache, daß auch die Primitiven zum Gottesglauben gelangen, während andererseits doch bekannt ist, daß sie eine von der unseren ganz abweichende Art, kausal zu denken, haben, so daß auch hier wieder die Versuchung nahe liegt, den Ursprung ihrer Gotteserkenntnis nicht im rationalen Denken, sondern im Irrationalen zu suchen. Zunächst ein Beispiel ihres andersartigen kausalen Denkens: Die Hühnerfarm eines Primitiven befällt unerwartet trotz bester Betreuung eine Epidemie. Woher? Warum? Gestern tauchte auf hoher See ein Dampfer mit drei Schornsteinen auf, bisher sah man immer nur zwei Schornsteine auf solchen Schiffen. Der dritte Schornstein wirkte offenbar wie eine Herausforderung der Götter. Darum hat ein gereizter Gott die Hühnerpest geschickt. Aus solchen Fällen entnahm Levi-Brühl die allgemeine Behauptung, das Denken der Primitiven sei mythisch und weiche darum von unserm kausalen Gedankengang ab. Aber, wie immer auch das Denken überhaupt von den Fachleuten der Denkforschung charakterisiert wurde — anschaulich oder unanschaulich, sprunghaft oder stetig —, noch nie versuchte jemand, es nach seinen Gesetzen zu charakterisieren; denn das Denken ist ohne Rücksicht auf seinen Gegenstand immer das nämliche: ein Zielen, ein Meinen, ein Erfassen der herrschenden Beziehungen. Es empfiehlt sich darum eher, zu untersuchen, wie der mythische Gegenstand in den Gedankengang des Primitiven hineingerät, und warum er sich darin mit solcher Stärke behauptet.

Setzen wir voraus, das Denken des Primitiven sei funktionell dem des Kulturmenschen gleich, dann wird er aus der häufigen Erfahrung über festzustellende Veränderungen und deren Herkunft sehr bald das komplexe Schema Wirkung — Ursache abstrahieren und es allüberall wiederfinden. Der Komplexteil „Ursache“ wird sich dahin differenzieren, daß er sich in die Schemata: Lebewesen, Anorganisches, Mensch, Tier, Feind, Freund differenziert mit der allgemeinen Erkenntnis, daß sich die Ursache mit der Art der Wirkung ändern muß. Geleitet von diesem Schema, trifft der Primitive im allgemeinen immer das Richtige durch Komplexergänzung auf Grund seiner sich erweiternden Erfahrung. Da beobachtet er eines Tages, wie ein Blitzstrahl einen riesenhaften Baum spaltet. Er kann nicht anders als den Komplexteil „Ursache“ zu ergänzen mit „gewaltiger Speerwerfer“, also mit einem außerweltlichen Wesen. Der Chok, den er beim Niederfahren des Blitzes erlitten, behaftet dieses so erschlossene Wesen mit einer gewaltigen Gefühlsnote, bei der bloßen Erinnerung zittert er am ganzen Körper. Das Mythische ist in seine Gedankenwelt eingedrungen. Dazu kommt ein Zweites: die Überzeugung von der Überschaubarkeit der Situation ist um so fester, je primitiver die Naturanschauung eines Menschen ist. Der Primitive sieht seine Hühnerfarm, kein Mensch oder Tier hat sich ihr genähert, er selbst hat das gute Futter den Tieren vorgeworfen, irgendein anderer Faktor ist nicht zu entdecken, nur das Schiff mit den drei Schornsteinen oder die

Missionare in ihrer gottverbotenen Tracht . . ., sein Kausalitätsbedürfnis ist stark, und sein Denken kann insofern ein starkes genannt werden, als es nicht vor Konsequenzen und Annahmen zurückschreckt, die Folgerungen für sein Leben haben. Die Naturanschauung des Kulturmenschen dagegen weiß soviel von möglichen Faktoren, daß ein Glaube an die Überschaubarkeit der Situation nicht mehr aufkommt. Da können Witterungseinflüsse vorhanden sein, Vitamine mögen mit irgendeinem Häutchen sich vom Hühnerfutter losgescheuert haben, Giftgase von einem Kriegsschauplatz verweht sein, radioelektrische Kurzwellen, Erdstrahlen usw. usw., ja schließlich wird es für ihn zu einem bequemen Axiom „Man weiß doch nichts Gewisses!“ — ein flacher, fauler Agnostizismus enthebt ihn der Mühe nachzudenken, Denkfeigheit läßt ihn schließlich a limine alles abweisen, was praktische Konsequenzen für ihn mit sich zu führen scheint. Der Primitive hingegen hält die Welt in allen ihren Faktoren fest in seiner Hand; reichen sie zur Erklärung nicht aus, so führt er die andere Ursache ein, die er und andere mit furchtbarer Realität kennengelernt haben, das Außerweltliche, aber nicht blindtäppisch, sondern immer kausal denkend, mit psychologischer Begründung: Die Götter sind gereizt. Warum auch nicht? Konnten ihm doch seine Freunde davon berichten, wie der körpergewaltige Krieger aus dem Nachbarstamm, als er sich in maßlosem Zorn an einem Unschuldigen vergreifen wollte, lautlos tot zu Boden sank, noch bevor der andere die Hand zur Abwehr regte.

Der Weg des kausalen Denkens steht also dem Primitiven wie jedem höherstehenden Menschen zu Gebote, um zum Gottesglauben zu gelangen.

Nach den Gesetzen der Komplexergänzung werden Erlebnisse, wie die hier skizzierten, immer zu demselben Wesen hinführen, das psychologisch näher Liegende ist somit der *M o n o t h e i s m u s*, wie es auch die neueren Ethnologen lehren. Nur wenn der Gott mit sich selbst in Widerspruch tritt, anfangs dem einen, dann dem andern Volk auf dem Kriegspfade hilft, ist der Ansatz zur Aufspaltung des Monotheismus in *P o l y t h e i s m u s* gegeben.

2. Gottesglaube, Gebet, Opfer. Es assoziieren sich nicht nur die Vorstellungen wahrgenommener Einzelgegenstände, sondern auch die Vorstellungen von Situationen mit zugehörigen Verhaltensweisen. Es wäre darum geradezu ein psychologisches Rätsel, würde aus dem Gottesglauben sich nicht sehr bald das *G e b e t*, und zwar als Bittgebet und Opfer entwickeln. Selbst für die Entstehung des beschaulichen Gebetes, wenn man darunter das Gebet mit einem besonders lebhaften Bewußtsein der Gottesnähe versteht, sind die natürlich-psychologischen Wurzeln erkennbar. Das von *J a s p e r s* als „leibhaftige Bewußtheit“ bezeichnete Phänomen des nahezu empfindungsmäßigen Erlebens der Anwesenheit einer sinnlich nicht wahrgenommenen Person erklärt sich aus dem festen Glauben, bzw. aus der Annahme von dieser Tatsache und gleichzeitigen lebhaften Vorstellungen von Empfindungsnähe, die trotz ihres subjektiven Ursprungs Realitätscharakter tragen. Beides ist dem Primitiven erlebnismäßig zugänglich: sein logisch

gültiger Schluß liefert ihm den festen Glauben an Gott, die Erschütterung durch eine Naturkatastrophe kann in seiner Erinnerung mit eidetischer Lebendigkeit wieder auftauchen und ihn „die Hand Gottes“ über sich geradezu verspüren lassen.

IX. SCHLAF UND TRAUM.

1. Der Schlaf. Die wichtigsten physiologischen Aufschlüsse über den Schlaf haben wir von der Medizin noch zu erwarten, die Beobachtungen an Encephalitis-kranken haben wenigstens die Annahme eigener Schlafzentren sehr begünstigt. Mit psychologischen Methoden hat man die Weckschwelle untersucht: Welcher Reiz genügt, um den Schlafenden zu wecken? So ließ sich die Schlaftiefe feststellen: Der Morgenarbeiter versinkt bald nach dem Einschlafen in den tiefsten Schlaf, während der Abendarbeiter diesen erst nach Stunden erreicht. Ist der Eintritt des Schlafes auch physiologisch bedingt, so können doch gewisse Eindrücke ihn herbeiführen, wie Dunkelheit, Stille, der Anblick des hergerichteten Lagers. Auch der Wille zu schlafen fördert den Schlaf, und doch verscheucht anderseits ihn der allzu lebhafteste Wunsch zu schlafen.

Besseren Aufschluß kann uns eine biologische Betrachtung des Schlafes verschaffen. „Der Schlaf ist ein physiologisch bedingter Zustand, der psychisch zu beeinflussen ist. Biologisch gesehen, dient er der Überwindung der Ermüdung. Er erreicht dies durch Stilllegung der willkürlichen Bewegung und der willkürlichen Denktätigkeit. Um dies wiederum herbeizuführen, braucht die Natur nicht die zugehörigen Organe wie Muskeln, Gehirndispositionen usw. zu zerstören, es genügt, daß sie den Zustrom der erforderlichen pp Energie absperrt. Als Mittel hierzu sind mannigfache Einrichtungen denkbar, z. B. die Sperrung der Blutzufuhr durch vasomotorische Verengung der Gefäße, oder, sollte die pp Energie in einem elektrischen Potential bestehen, durch Erhöhung des Leitungswiderstandes, vielleicht durch Erhöhung der Oxydation der Leitungsbahnen. Hier konkrete und brauchbare Hilfsvorstellungen zu suchen, ist Sache der physiologischen Forschung. Wir nennen einstweilen das hier Einzufügende den *A u s s c h a l t m e c h a n i s m u s*. Er kann in Funktion gesetzt werden dadurch, daß z. B. die Ermüdungsstoffe eine gewisse Menge erreicht haben — damit werden wir der physiologischen Bedingtheit des Schlafes gerecht; er kann aber auch assoziativ erregt werden, wie das z. B. von dem Errötungsmechanismus allbekannt ist — und damit verstehen wir die Abhängigkeit des Schlafes von psychischen Bedingungen“¹⁾.

Ein wenig pp Energie bleibt für das Vorstellungsleben im Traum übrig, reicht aber nicht aus, um die motorische Region zu erregen. Das kann erst geschehen, wenn durch die zunehmende Erholung im Schlaf neue pp Energie angesammelt ist, oder stärkere Außenreize den Mangel an pp Energie aufwiegen. Will man einschlafen, so muß man gerade wie bei der Willenshand-

1) *L i n d w o r s k y*, Theoretische Psychologie, 73.

lung die dem Schlaf günstige Verhaltensweise wollen; denn hier wie dort ist es wirkungslos, das Ziel ohne die Mittel zu wollen, die es herbeiführen; man wird mit diesem verkehrten Wollen im Gegenteil eine Menge den Schlaf hindernder Gedanken und Gefühle wachrufen.

2. Der Traum. Es erübrigt sich wohl, unserem didaktischen Grundsatz gemäß, mit der Erlebnisbeschreibung des Traumes zu beginnen, da jedermann eine hinreichende Kenntnis davon hat, da aber auch andererseits fast jede beschreibende Feststellung auf den Widerspruch bei diesem oder jenem Leser stoßen würde: bei mir ist es anders. Wir werden sehen, daß solche sich widersprechenden Behauptungen der Natur der Sache entspringen.

Wir beginnen mit einer Theorie des Traumes: Der Traum ist Phantasietätigkeit unter den Bedingungen des Schlafes. Daß damit wirklich etwas gesagt ist, wird der Leser finden, wenn er sich erinnert, daß wir sowohl mit dem Wort „Phantasietätigkeit“ wie mit „besondere Bedingungen des Schlafes“ ganz bestimmte Begriffe verbinden. Wird die Definition des Traumes so verstanden, so lassen sich aus ihr die von den Traumforschern herausgestellten Tatsachen samt den gelegentlichen Widersprüchen a priori ableiten.

Phantasietätigkeit verstanden wir als freie Vorstellungsbewegung unter dem Einfluß triebhaften Wollens und unter Ausschluß einer bis ins einzelne spezialisierten Aufgabe. S. Freud behauptete, jeder Traum sei eine Wunscherfüllung und dadurch ein Hüter des Schlafes. Diese Auffassung ist diktiert von vorgefaßten Grundgedanken der Psychoanalyse, aber nicht von schlichter Beobachtung der Tatsachen und hinreichender Kenntnis der psychologischen Gesetzmäßigkeiten. Ein Beispiel: Ich erlebe in einem Fiebertraum im Hochsommer starken Durst und verschaffe mir eine Gelegenheit, Bier zu trinken, was man mir am Tage versagt hatte. Scheinbar eine Wunscherfüllung, aber nur scheinbar; denn der quälende Durst störte auch weiterhin meinen Schlaf. Ohne theoretische Voreingenommenheit würde man sagen: Der Traum ist eine Komplexergänzung, das physiologisch bedingte Dursterleben ist Teil eines früheren Gesamtbewußtseins und führt dieses herbei, nämlich das Stillen des Durstes; der Traum wird also mehr zufällig zur Wunscherfüllung. Aus dem Beispiel entnehmen wir die Antwort auf die Frage: Welche Sinneseindrücke kommen im Traum vor? Nun, alle, die in der Phantasietätigkeit vorkommen. Optische und akustische dürften die häufigsten sein, die individuelle Vorstellungsbegabung wird sich dann ebenso geltend machen wie zufällige Reize aus der augenblicklichen Situation. Können wir denken im Traum? Nun, gerade so wie beim Phantasieren. Ich überlegte, daß ich ein freudiges Ereignis innerhalb meines Schülerkreises noch nicht feierlich begangen hätte, entnahm daraus die Berechtigung, trotz des ärztlichen Verbotes Bier zu trinken, und bereitete mit zwei Begleitern das Nötige vor, um zu später Stunde auf einer Moldauinsel einen Kommers abzuhalten. Der Traum ist eine Komplexergänzung, aber unter den Hemmungen des Ausschaltmechanismus. Der Mangel an pp Energie erlaubt nicht immer die Entfaltung des ganzen Komplexes,

wie auch in dem berichteten Traum nur ein Bruchteil meines engeren Schülerkreises auftauchte. Der Träumer nimmt meist an solchen Mängeln keinen Anstoß, nicht weil sein kritischer Verstand schlief, sondern weil ihm eben durch die Reproduktionsbehinderung die zur Kritik erforderlichen weiteren Inhalte abgehen. Kommen sie im weiteren Verlauf des Traumes dann doch, so setzt auch seine Kritik ein. Das Versagen der Reproduktion hat oft zur Folge, daß, wie im Kino, manchmal auf ein Bild schlagartig ein ganz anderes folgt: In der eingeschlagenen Richtung ging die Reproduktion nicht weiter, aber ein anderer Komplex war in hoher Bereitschaft, profitierte von dem Versagen des anderen und wird nun nach den Gesetzen der Komplexergänzung auf einmal ganz bewußt.

So lassen sich die einander widersprechenden Behauptungen vereinigen: Der Vorstellungsverlauf ist im Traum nicht schneller als im Wachzustand, und: Er ist bisweilen blitzartig. Auch das widerspruchsvolle Verhalten des Gefühls: Gleichgültigkeit gegenüber furchtbaren Geschehnissen und Tränenlosigkeit bei Nichtigkeiten versteht man aus unseren Theorien. Höhere Gefühle beanspruchen stark die Reproduktion, sollen sie doch biologische Grundzustände wieder bewußt machen. Ist nun durch den Ausschaltmechanismus des Schlafes der gesamte Reproduktionsvorgang gehemmt, so wird es nicht leicht zu lebhaften höheren Gefühlen kommen. Andererseits können die aus der Schlafsituation stammenden Reize, wie sie durch die Bedeckung, die Bettwärme, die Blutverteilung gegeben sind, gewisse biologische Grundzustände — man denke an Sexualerregungen — direkt herbeiführen und damit einem unbedeutenden Traumerlebnis eine unverhältnismäßig starke körperliche Resonanz verschaffen. Für die inneren Willensbetätigungen sind die wesentlichen, wenn auch nicht die günstigsten Bedingungen erfüllt: Werte, selbst eine Mehrheit von Werten kann gegeben sein. Ein Wählen, sogar ein Abwägen ist möglich. Dennoch hat die herkömmliche Lehre der Moralisten, für Wahlen im Traum bestehe keine Verantwortung, die Psychologie auf ihrer Seite. Denn im normalen Zustand braucht es nur ein Hin- und Herwerfen des geistigen Blickes von einem Wahlobjekt zum andern, damit ganze Wolken von Sachverhalten und absoluten Eindrücken von ihnen auftauchen; das alles ist im Traum durch den Ausschaltmechanismus des Schlafes unmöglich gemacht.

Über die Auswahl des Traumgegenstandes erhalten wir durch interessante Ergebnisse Lewins einigen Aufschluß. Lewin fand, daß von einer Anzahl Aufgaben, die man Versuchspersonen stellt, jene am besten behalten werden, welche die Versuchsperson nicht zu Ende führen konnte, während die von ihr erledigten eher vergessen wurden. Bedeutsame Erlebnisse des Vortages dürften erledigten Aufgaben gleichen, man hat sich mit ihnen auseinandergesetzt und abgefunden; nebensächliche Vorkommnisse hingegen gleichen abgebrochenen Aufgaben. Wir träumen darum eher von ihnen als von jenen. Krankhafte Zustände und Lieblingsgedanken können sich im Traumgegenstand verraten, und das ist ein berechtigter Kern der Psychoanalyse, mit der wir uns noch auseinandersetzen werden.

Warum erwacht der Müller, wenn die Mühlräder stehen bleiben, aber nicht, wenn die Uhr in seinem Schlafzimmer schlägt, ebenso die am Bett des kranken Kindes schlafende Mutter bei verdächtigem Röcheln des Kindes, aber nicht bei stärkeren Störungen? Wegen der Bedeutung dieser Reize. Infolge dieser ihrer Bedeutung schließen sich an sie mehr Vorstellungsdispositionen an als an jene, durch deren Miterregung sie leicht zu Weckreizen werden.

X. SUGGESTION UND HYPNOSE.

1. Die Suggestion. An der Behandlung des Suggestionproblems wird offensichtlich, wieviel bessere Denkmittel uns die heutige Psychologie gegenüber der vergangenen zur Verfügung stellt. Vor etwa dreißig Jahren half man sich mit nichtssagenden und irreführenden Vergleichen, wie: durch die Suggestion wird der Psyche eine Idee eingepflanzt, die sich wie ein Bazillus auslebt. Heute sagen wir: die Suggestion bemüht sich, in der Seele des anderen vor dem Erwachen störender Kritik den Glauben an einen Sachverhalt hervorzurufen, der sich dann auf rationalem Wege auswirkt, und besonders dann, wenn er in anderen Hoffnung oder Furcht als Bundesgenossen findet. „Sie sehen so angegriffen aus“, sagt einer zum andern. Die Unvermitteltheit und die Bestimmtheit der Behauptung, gestützt von alledem, was dem Sprecher in seinen Augen Autorität verleiht, läßt den Angeredeten den suggerierten Sachverhalt des schlechten Aussehens glauben, bevor er nur daran denkt, diese Behauptung durch einen Blick in den Spiegel selbst zu prüfen. Ist er ohnedies habituell hypochondrisch gestimmt, so wird sich die Angst sofort mit jener Fremdsuggestion verbinden. Daß er nun bei der nächsten Gelegenheit den Arzt konsultiert, mag ihn zwar in den Augen seiner Bekannten als Opfer der Suggestion erscheinen lassen, ist aber durchaus rational dem einmal gewonnenen Glauben gemäß. Kommt man von selbst zu einer solchen Annahme eines Sachverhaltes, so spricht man von einer Autosuggestion: Ein zu ungewohnter Stunde verspürter Durst führt zur Vermutung, Befürchtung, Annahme, man leide an Diabetes, während eine kaltblütige Besinnung zu den marinierten Heringen des Mittagstisches geführt hätte. Daß der Geängstigte eine Wasseranalyse beim Apotheker machen läßt, ist natürlich und rational.

Der zweite Weg der Suggestion ist der, den Vorstellungsmechanismus zu beeinflussen — fördernd oder hemmend —, sehr oft unterstützt durch die rational arbeitende Suggestion. Der Verfasser lag seit acht Wochen im Krankenhaus mit gelähmtem linkem Arm und linkem Bein. Da erscheint die Operationsschwester sehr bedrohlich mit einer Spritze in der Rechten. Ich frage scherzend: „Kampferspritze? Ist's schon am letzten?“ Die Schwester antwortet: „Nein, wir haben ein neues Mittel, das hat hier schon vielen geholfen, das wollen wir bei Ihnen probieren.“ Sie macht eine Injektion, hebt mich dann von der linken Bettseite aus vom Lager auf, stellt mich auf die Füße und herrscht mich scherzhaft, doch im Ton des Kasernenhofes

an: „Jetzt wird marschiert, linker Fuß vorwärts, marsch!“ Und siehe, der Fuß hebt sich geheimnisvoll und senkt sich wieder. „Sehen Sie! Es geht, es geht!“ jubelt die Schwester. Eine glatte Suggestion! Denn daß eine subkutane Injektion in weniger als einer Minute die von der Hirnblutung zerstörten Dispositionen wiederherstellte, erscheint doch als ein Ding der Unmöglichkeit, zumal da der ebenfalls gelähmte linke Arm nicht davon profitierte. Wahrscheinlicher dünkt mir folgende Erklärung: Unsere motorischen Dispositionen sind nicht nur in einem einzigen Exemplar angelegt; denn wir können dieselbe Bewegung, etwa des Vierteltaktschlagens, in mehreren Variationen ausführen. Darum dürfte bei einer Blutung auch nicht jede motorische Spur vernichtet werden. Der verbleibende Rest aber kann nur dann ausgenutzt werden, wenn durch allerbeste Konzentration der Aufmerksamkeit die pp Energie ihm zugeführt wird. Und das geschah in dem erwähnten Falle durch die geschilderte vorzügliche Suggestion. Ausgehend von diesem Anfang, schufen unermüdliche und unerbittliche Gehübungen neue Dispositionen. Wie in diesem Falle fördernd, so wirkt die Aufmerksamkeit hemmend, wenn sie von der Bewegungsvorstellung oder richtiger wohl von dem die Bewegungsvorstellung enthaltenden Komplex abgelenkt wird, wenn man dem Patienten versichert, er könne bestimmte Bewegungen nicht mehr ausführen und diese tatsächlich ausfallen. Statt sich ängstlich mit der Androhung zu beschäftigen, sollte der so Überfallene sich mit gleichgültigen Dingen befassen.

Alle bisher angeführten Beispiele gehören zu den sog. Wach suggestionen. Soweit sie die Annahme eines Sachverhaltes voraussetzen, sind sie auf das Tier nicht anwendbar. Dagegen läßt sich das Tier durch Zurufe wie „Mausi!“ in bestimmte Vorstellungskomplexe und zugehörige Verhaltensweisen versetzen. Bringt man das Tier durch unerwartete Drehungen in ungewohnte Lagen, so verfällt es leicht einer Körperstarre; es scheint, daß von den ungewohnten Körperempfindungen zunächst keine assoziativen Bahnen zu den zur normalen Haltung und Bewegung erforderlichen Bewegungsvorstellungen führen.

2. Die Hypnose. Den nunmehr besprochenen Wachsuggestionen stehen die im hypnotischen Schlaf ausgeübten Suggestionen gegenüber. Der hypnotische Schlaf wird nicht durch Ermüdung, sondern assoziativ durch schlaffördernde Reize herbeigeführt. Infolgedessen tritt der Ausschaltmechanismus nicht in demselben Umfang in Tätigkeit wie im normalen Schlaf. Außerdem steht die Versuchsperson vom Augenblick der Einschläferung an in Kontakt mit dem Hypnotisator. Er übt nun auf den beiden uns bekannten Wegen der Beibringung einer Überzeugung und des Eingriffes in den Vorstellungsablauf seine Suggestionen aus. Eine gewisse Dienstwilligkeit der Versuchsperson kommt ihm dabei zustatten. Will man nicht hypnotisiert werden, so nützt das „Ich will nicht“ wenig, man darf nicht die den Schlaf begünstigenden Verhaltensweisen einschlagen. Ein hypnotischer Befehl, der starken Widerständen im Charakter des Hypnotisierten begegnet, führt zu dessen Erwachen aus dem hypnotischen Schlaf.

Das Gelingen posthypnotischer Suggestionen, die sog. Termin-Eingebung — Befehl: Heute mittag, wenn es 12 Uhr schlägt, singen Sie „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“ — bildet nicht den mindesten Einwand gegen die Willensfreiheit, höchstens gegen eine falsch verstandene. Infolge der assoziativen Verknüpfung steigt es beim Mittagläuten in der wachen Versuchsperson wie ein Einfall, wie ein Gelüst auf, jetzt einmal das Kinderlied zu singen. So kommen uns ja zahllose Gelüste aus unserem Innern, aber bei uns steht die Entscheidung, ob wir dem Gelüst freiwillig nachgeben oder nicht. Das Nachgehen erleben wir dann meistens wie eine Befreiung und willigen darum ein, wenn wir keine besonderen Gründe dagegen haben. Der Hypnotisierte mag sich vielleicht vor seiner Umgebung genießen, ein Kinderlied zu singen; er widersteht freiwillig, falls er sich nicht anders zu helfen weiß; setzt es aber einen eigentlichen seelischen Konflikt ab, dann soll mancher wieder in den hypnotischen Schlaf verfallen.

Begibt sich somit der Hypnotisierte nicht einfachhin seiner Verstandes- und Willensfähigkeit, so setzt er sich doch einer sehr starken Beeinflussung durch einen fremden Willen aus, was ohne entsprechende Gründe und ohne ausreichenden Schutz durch Zeugen niemand wagen sollte. Auch die Möglichkeit unbeabsichtigter Nebenwirkungen der Hypnose, wie lästige Einstellungen, Körperempfindungen usw., raten zur Vorsicht.

XI. PSYCHOANALYSE UND INDIVIDUAL-PSYCHOLOGIE.

1. Die Psychoanalyse. Bei der Behandlung des Traumes begegneten wir bereits einer heute sehr verbreiteten, ärztlich-psychiatrischen Heilinteressen entsprungenen Theorie, der Psychoanalyse. Die Hypnose gibt uns Anlaß, ein wenig auf diese Anschauung einzugehen, die fast zur Volksseuche geworden ist. Sie ist zwar nicht der wissenschaftlichen Psychologie zur Last zu legen, muß aber von ihr beurteilt und bekämpft werden, um so mehr, als nicht zuletzt der Rückstand der Psychologie zur Zeit der Entstehung der Psychoanalyse deren starke Verbreitung verschuldet hat. Auch in unserer Stellungnahme sollen nicht Philosophie und Metaphysik das Wort haben, sondern die wissenschaftlich-psychologische Forschung und das von ihr Erarbeitete.

Die Wiener Nervenärzte Jos. Breuer und Sigmund Freud stellten durch hypnotische Untersuchungen fest, daß manchmal nervöse Leiden, wie Zwangsbewegungen, auf ein früheres, nunmehr vergessenes erschütterndes Erlebnis, ein seelisches „Trauma“, zurückzuführen waren und beseitigt werden konnten, wenn dieser Zusammenhang aufklärbar war. Von diesen Anfängen kam Freud in der oben (S. 18) schon charakterisierten Einstellung des orientalischen Denkens, von keiner brauchbaren Psychologie beraten, zu folgender Lehre: Seelische Katastrophen, insbesondere wenn sie von uns nicht gebilligte Wunschregungen in uns wecken, werden absichtlich

von uns aus dem Bewußtsein ins Unterbewußte verdrängt und dort festgehalten: sog. „eingeklemmte Affekte“. Die abgelehnten Wünsche, meist sexueller Natur, wollen aber ins Bewußtsein aufsteigen, werden jedoch von der an der Bewußtseinsschwelle liegenden Zensur zurückgewiesen. Sie verkleiden sich deshalb als Tics oder, öfter noch, als Traumvorstellungen und täuschen so die Zensur. Die via regia der Behandlung eines unter ihnen leidenden Menschen hat also die Träume festzuhalten, aus den Traumvorstellungen die getarnten unterdrückten Affekte herauszulösen, aus ihnen die verkehrte Grundtendenz des Patienten zu entlarven, diesen zum Eingeständnis und zu weiteren Enthüllungen zu führen — psychoanalytische Beichte —, ihm ein besseres Lebensideal vorzuhalten und ihn mit alledem zu einer höheren Stufe der Lebensführung zu erziehen. Hat der Arzt Glück, dann verschwinden bisweilen manche Krankheitserscheinungen mit der Einsicht in die Zusammenhänge und der ungehemmten Aussprache darüber.

Eine reichlich hemmungslose Märchendichtung ist, wie man leicht merkt, von Freud hier geleistet worden, in der Personifikationen eine Hauptrolle spielen. Die wissenschaftliche Psychologie braucht kein anderes Unterbewußtes als die ruhenden, aber wieder erregbaren physiologischen Spuren unseres Vorstellungs- und Bewegungsgedächtnisses. Die Seele als unbewußtes Prinzip des vegetativen Lebens kommt hier nicht in Frage. Es gibt ein aktives Verdrängen unliebsamer Inhalte aus dem Bewußtsein. Da aber die Vorstellungsdispositionen in der Hirnrinde bleiben, die Reproduktion ferner, wie experimentell erwiesen ist, vom Allgemeinen zum Besonderen voranschreitet, so bleibt es schon möglich, daß auf dem Weg der Metapherbildung, den ebenfalls das Experiment klargestellt hat, das ursprüngliche allgemeine Schema sich mit einem ganz andern konkreten Inhalt füllt als zuvor. Es bleibt also eine Vertauschung oder Verschiebung von Vorstellungen wohl möglich. Von „Symbolen“ kann man aber nur dann reden, wenn ein Ich einer Vorstellung die Aufgabe zuweist, für eine andere zu stehen. Bei Freud tut dies das Unterbewußtsein, das wir als erlebendes und handelndes Ich ablehnen müssen.

Über diese theoretische Spielerei und Märchendichtung könnte man hinweggehen, würde sie sich in der Praxis zumal an Jugendlichen nicht so verheerend auswirken. Um dem praktischen Psychoanalytiker zur Hand zu gehen, waren zwei Dinge zu leisten: Einmal mußten die typischen Wunschregungen der Menschen festgehalten werden. Es sind dies durchgängig erotische Wünsche und Traumen, und zwar aus der frühen Kindheit; lassen sich da keine finden, so soll der Nervenarzt an das Vorleben des Kindes im Mutterschoße und die dann möglichen Erschütterungen denken, oder schließlich, wenn seine Phantasie versagt, an das Vorleben des Menschen überhaupt in der Affenhorde. All dies und alles, was noch zu erwähnen sein wird, muß mit dem Jugendlichen bis ins Detail besprochen werden. Die nach Freud typischste, bei Jugendlichen meist verbreitete Wunschregung wird von ihm sehr zu Unrecht als „Odysskomplex“ bezeichnet: Jeder Sohn trachtet im Unterbewußtsein danach, den Vater zu erschlagen, um mit der Mutter ehelichen Verkehr zu pflegen, jede

Tochter ist aus entsprechenden Trieben Todfeindin ihrer Mutter. Freud hat sich nicht gescheut, einem ärztlichen Kollegen, der bei seinem fünfjährigen Söhnchen eine krankhafte Scheu vor Pferden feststellte, genaue Anweisung zu geben, wie er das fünfjährige Kind durch sexuelle Aufklärung und Psychoanalyse zu der Einsicht führen könne, die krankhafte Angst vor Pferden rühre nur her von seinem Ödipuskomplex, d. h. von seinem Wunsch, den Vater zu töten . . .

Als wissenschaftliches Rüstzeug stellt Freud seinen Adepten nahezu ein Lexikon sexueller Symbolik und sprachlicher Zoten zur Verfügung, sowie sehr biegsame Regeln der Traumdeutung: Alles, was nur irgendwie eine auch nur entfernte Ähnlichkeit mit Geschlechtlichem hat, muß als Ausdruck eines erotischen Wunsches gedeutet werden. Sträubt sich der Analysand dagegen, so ist dieser „Widerstand“ ein besonders gravierendes Verdachtsmoment. Diese Traumanalysen von etwa einer Stunde Dauer werden durch Monate hindurch fortgeführt. Was ist der Enderfolg? Die völlig entartete Phantasie einer dekadenten Lebewelt bestimmter Prägung wird dem Volk aufgedrängt — manche meinen, in der bewußten Absicht, es zu verderben. Wenn wir die Psychoanalyse eine Volksseuche nannten, so gingen wir angesichts der verheerenden Wirkungen, die eine nach Freuds Angaben vorgehende „Seelenschließung“ zeitigte, nicht zu weit. Der Pansexualismus wirkte zerstörerisch, der reine Mechanismus dieser Theorie verkannte alles geistige Leben und vor allem die gestaltende Macht der Seele und der Persönlichkeit.

2. Die Individualpsychologie. Auch diese Richtung heutiger Psychologie steht im Dienste ärztlicher Therapeutik, und auch sie will aus dem Triebleben des Menschen sich die Aufschlüsse über dessen Motive holen. So ist sie mit der Psychoanalyse verwandt, doch nicht mit ihr identisch, ja in Grundlegendem ihre Gegnerin.

Der Name dieser noch nicht lange bestehenden Richtung der ärztlich angewandten Psychologie ist irreführend. Er legt nahe, sie handle von der Eigenart der Individuen. Allein die Forschungsrichtung, die sich für die zwischen den einzelnen Individuen bestehenden Unterschiede und für die von Individuum zu Individuum schwankenden Eigenarten interessiert, ist weit älteren Datums und gegen 1910 von William Stern unter dem Namen der „differentiellen Psychologie“ begründet worden. Die Individualpsychologie könnte sich richtiger nennen: spezielle Psychologie der Wertirungen.

Alfred Adler, ein Wiener Nervenarzt und eine Zeitlang Anhänger von Freud, kam durch eigene Beobachtungen zu dem Ergebnis, daß die Sexualtriebe im Leben des Individuums doch nicht jene universale Rolle spielen, wie Freud es lehrte, der schließlich dazu überging, die ganze Menschheitskultur, einschließlich Religion, Sitte und Kunst, aus erotischen Wurzeln herzuleiten. Dieses Pansexualismus überdrüssig, erkannte Adler, daß den Durchschnittsmenschen zwei andere Interessengruppen weit mehr zu tun geben: die Selbstachtung und die Abfindung mit der

Gemeinschaft. Normalerweise sollte der Wille zu individueller Macht und „Geltung“ im Willen zur Gemeinschaft nicht nur seine Grenze, sondern auch seinen Bildner finden. Die krankhafte Verbildung des Individuums beginnt aber dann, wenn es im Zusammentreffen mit der Gesellschaft seine eigenen Grenzen und die Überlegenheit anderer kennenlernt. Dann entstehen Minderwertigkeitsgefühle, die zu einer großen Gefahr für die weitere Charakterentwicklung werden. Der in sich durchaus berechtigte Wille zur Geltung besteht weiter, ist vielleicht sogar übergroß geworden. Das legt dem Individuum die Versuchung nahe, sich auf einem andern Weg als dem der ehrlichen Leistung Geltung zu verschaffen.

Es ist nun unstrittig ein besonderes Verdienst der Adlerschen Individualpsychologie, jene Lebenslagen aufgezeigt zu haben, die besonders leicht zu solchen Mittelirrungen Anlaß geben, so die körperliche oder geistige Minderwertigkeit. Kann man seine Umgebung nicht durch positive Leistungen zur Anerkennung zwingen, dann läßt sich vielleicht doch durch Betonung des eigenen Leidens wenigstens ihr Mitleid und ihre Aufmerksamkeit erobern. Das bisher einzige oder älteste Kind der Familie fühlt sich durch jüngere Geschwister manchmal beeinträchtigt und um die elterliche Fürsorge gekürzt. Vielleicht versucht es jetzt, durch Ungezogenheit gegen die Eltern wiederzugewinnen, was ihm verloren ging. Vergleichen Eltern oder Erzieher häufig ein Kind mit dem andern, bei welchen Vergleichen dieses Kind schlecht abschneidet, so entsteht leicht die Mittelirrung: Nun, wenn ich denn unbedingt der Faule, der Dumme usw. sein soll, dann will ich euch auch zeigen, daß ich es bin!

Es ist zugleich ein Fortschritt, den die Individualpsychologie gegenüber der Psychoanalyse gemacht hat, daß sie an Stelle der mechanistischen die finale Betrachtung in den Vordergrund rückt. Freud fragt: Aus welchen Ursachen entstehen krankhafte Komplexe? Adler dagegen: Wozu, zu welchem Zweck handelt ein Mensch so, wie er handelt? Es ist auch für den Erzieher ein guter Wink, bei Fehlern des Kindes zu fragen: Wozu begeht das Kind diesen Fehler? Will es vielleicht nur ein berechtigtes Ziel mit einem ungeeigneten Mittel erreichen? Aber die Lehre, der Jugendliche habe nie den Fehltritt selbst zum Ziel, sein Fehlen sei immer nur ein Irren, verkennt die menschliche Natur und ist geeignet, die Erziehung zu verweichlichen. So bleibt es das Verdienst Alfred Adlers, daß er die pansexualistische Zwangseinstellung Freuds durch eine menschenwürdigere und wirklichkeitsnähere Auffassung in ihre Grenzen zurückdrängen wollte. Nur darf auch seine Lehre vom Geltungsbedürfnis nicht meinen, das schließlich Einzige und Letzte des menschlichen Seelenlebens aufgedeckt zu haben, alles aus ihm als dem einzigen Zweck des Handelns und Verhaltens verstehen zu können und alle geistigen Regungen und Schöpfungen der Seele als „Epiphänomene“ des Ichtriebs deuten zu dürfen.

XII. DAS TIERISCHE UND DAS MENSCHLICHE SEELENLEBEN.

Der Versuch, tierisches und menschliches Seelenleben zu vergleichen¹⁾, kann nur die Aufgabe und Absicht haben, des Menschen eigenes psychisches Leben tiefer zu erfassen.

1. Die tierische Erkenntniswelt. Beginnen wir mit der Sinneswahrnehmung, so lehrt ein Blick auf die aufsteigende Entwicklungslinie der Sinnesorgane des Tieres, daß sie sich immer mehr denen des Menschen annähern. Das erlaubt den Schluß, daß sich auch die von ihnen vermittelten Sinneseindrücke weitgehend den menschlichen nähern. Auf den unteren Stufen der Tierwelt leistet der Sinn genug, wenn er dem Hinstreben und dem Fortteilen eine ungefähr Kenntnis der Richtung des Hinstrebens und des Fliehens vermittelt. So sehen wir denn auch niedere Wassertiere in ihren Bewegungen schon durch den Schatten bestimmt werden, der im Wasser über ihnen dahinwandert; ihre Sehorgane scheinen vorwiegend nur lichtempfindlich zu sein. Erst wenn sich der dioptrische Apparat mit strahlenbrechenden Linsen entwickelt hat, wird ein Bewußtwerden von Konfigurationen möglich. Auf den höchsten Stufen der Tierwelt geht die Angleichung an das menschliche Auge so weit, daß sich sogar die Differenzierung der Sehnervenendorgane in Zapfen und Stäbchen und deren Zuteilung nach biologischen Gesichtspunkten feststellen läßt. Es bleibt somit kein triftiger Grund, an der völligen Übereinstimmung der Sinneswahrnehmung bei Mensch und Tier zu zweifeln. Berücksichtigt man jedoch die Feinheit der Abstufung der Sinnesqualitäten, so scheint nach Ergebnissen mancher Dressurversuche das Tier den Menschen noch zu übertreffen, wenn auch für die Bewertung und Beurteilung dieser Versuche strenge Kritik geboten ist.

Die menschliche Wahrnehmung wird außer von Reiz und Organ auch stark von zentralen Faktoren mitbestimmt. Wir sprachen darüber bei dem Thema von der Konstanz der Farben und Größen (vgl. oben S. 11). Das Experiment hat nun erwiesen, daß wesentlich dieselben Modifikationen der optischen Wahrnehmungen auch beim Tier auftreten. Trotz dieser gewiß unerwartet weitgehenden Gleichförmigkeit beider optischen Wahrnehmungswelten wäre es irrig, bei Erforschung der tierischen einfach die unsrige einsetzen zu wollen; denn die menschliche Wahrnehmungswelt ist stark durchsetzt und bearbeitet von einer psychischen Funktion, die dem Tier versagt bleibt, der Beziehungserfassung. Aber wie läßt sich glaubhaft machen, daß dem Tier mit dieser Grundfunktion des Denkens jedes Denken überhaupt abgeht?

Aus den sinnlichen Wahrnehmungen allein, auch wenn sie von Reproduktionen modifiziert und ergänzt werden, könnte keine Psyche zum Wissen

¹⁾ Über das Verhältnis von Mensch und Tier und ihre Stellung im Ganzen der Natur wie zueinander vgl. auch Abt. 10 des Gesamtwerkes „Die Philosophie“: V. R ü f n e r, Die Natur und der Mensch in ihr.

oder auch nur zu einem schwachen Ansatz einer Wissenschaft gelangen. Die experimentelle Analyse des fortschreitenden Denkens hat gezeigt, daß dieses ganz und gar an die Beziehungserfassung geknüpft ist. Diese ist nach der Auffassung der älteren Psychologen eine elementare geistige Funktion, nach der Auffassung des Verfassers aber ein Entwicklungsprodukt aus dem Zusammenarbeiten von Selbstbewußtsein (reflexem Erleben) und Gedächtnisleistung¹⁾. Da jedoch das Tier nachweislich mindestens kein schlechteres Gedächtnis hat als der Mensch, so ist das intellektuelle Versagen des Tieres auf den Ausfall des Selbstbewußtseins zurückzuführen. Mit einer einfachen Ausfallshypothese können wir somit dem relativen Rückstand des tierischen Erkennens gerecht werden, aber auch den Scheinintelligenzleistungen. In der Beziehungserfassung steckt nach unserer Theorie ein Gedächtniskomplex, ihn kann das Tier erwerben und assoziativ verwerten. So erklären sich die Dressuren aus einem Zueinander von Sinneseindrücken, wie sie W. K ö h l e r u. a. nachgewiesen haben. Nun besitzen wir auch eine Methode, uns die Wahrnehmungswelt des Tieres zu vergegenwärtigen. Wo immer beim menschlichen Erleben die Beziehungserfassung mithaut, haben wir diese zu streichen. Darum hat das Tier kein herausgehobenes Ichbewußtsein, ist es keine Person, noch kann es als solche behandelt werden. Sein ganzes Freud- und Leiderleben gleicht eher dem menschlichen in der Narkose, wo das Ichbewußtsein gleichfalls in den Hintergrund tritt. Dem Tier ist ferner wohl ein Konfigurations-, aber kein Gestalterleben möglich, seine Bewegungs- und Zeitwahrnehmung ist eine mit der menschlichen nicht identische.

2. Das Gefühlsleben des Tieres. Dieselben Gründe, die uns zur Annahme führen, das Tier empfangt vermittels seiner den unsrigen fast gleichartigen Sinneswerkzeuge auch fast die nämlichen Sinneseindrücke wie der Mensch, lassen uns auch glauben, an diese tierischen Empfindungen schlossen sich im wesentlichen dieselben sinnlichen Lust- und Unlustgefühle an wie beim Menschen. Denn, was wir, wegen seines angenehmen Geschmackes etwa, wiederholt begehren, wird auch vom Tier wiederholt aufgesucht usf. Ausnahmen, wie das Verhalten gegenüber einem Aas, fallen uns sofort auf. Da gegen werden wir schon a priori jedem Tier das höhere Gefühl absprechen, weil es die Einsicht in einen Begründungszusammenhang voraussetzt. Das eigentlich Emotionale an den höheren Gefühlen ließen wir nun nicht im Geistigen sich abspielen, sondern sahen in ihm eine Reproduktion biologischer Grundzustände (s. oben S. 26f.). Das räumen wir nun ganz und gar dem Tier ein; die Erfahrung bestätigt es auch, das Tier hat komplexe Emotionen, aber keine höheren Gefühle.

3. Das tierische Handeln. Das Handeln der bewußtseinsbegabten Wesen erhebt sich in drei Stufen: Instinkt, Dressur, Intelligenz (B ü h l e r). Das instinktmäßige Handeln bekundet sich in zweifacher Hinsicht: Kranke Tiere lassen öfters auffällige Gelüste nach sonst nicht be-

¹⁾ Vgl. Lindworsky, Theoretische Psychologie, 92 ff.

gehrtem, aber für ihren augenblicklichen Zustand vorteilhaftem Futter erkennen. Weit verwunderlicher ist die andere Offenbarung des Instinktes: Tiere verrichten oft auch komplizierte zweckmäßige Handlungen, wie den Nestbau, die sie weder von anderen erlernt haben, noch der eigenen Einsicht und Erfindung verdanken können. Das erste der genannten Instinktprobleme gehört ebensowenig wie die wechselnden menschlichen Gelüste zu den spezifisch psychologischen Forschungsobjekten. Der Psychologe erwartet hier die wichtigsten Aufschlüsse vom Physiologen. Das zweite Instinktproblem suchten wir mit Hilfe unserer Lehre vom physiologischen Gedächtnis (s. oben S. 12 ff.) einigermaßen begreiflich zu machen durch die Annahme, die Gehirndispositionen zu gewissen Komplexen von Bewegungsvorstellungen würden vererbt, dann würde zu bestimmten Zeiten, etwa durch die lauen Frühjahrlüfte, die Bewegungsvorstellungen zu früher gehörten Melodien und damit auch die Lust, sie zu aktualisieren, geweckt. Die Sache ließe sich experimentell prüfen: Einem Käferpaar sind zwei Arten von Futter, deren besseres einen eigenartigen Geruch besitzt, durch eine einfache Hinbewegung erreichbar. Ist diese Aktion den Tieren geläufig, dann stellt man zwischen das einzelne Tier und das duftende Futter ein Hindernis, etwa eine spiralförmig gebogene Blechwand und beobachtet genau, nach welcher Art und nach wieviel Wiederholungen das Tier das duftende Futter auf dem Spiralweg findet. Ist die Dressur soweit gediehen, daß der Käfer auch nach Entfernung der Wand in der Spirale läuft, dann unterwirft man die Nachkommenschaft der nämlichen Beobachtung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß mancher Instinkt durch veränderte Umweltbedingungen erzwungen worden ist. Die *Dressurhandlung* beruht auf einer zumeist vom Menschen künstlich herbeigeführten Verknüpfung von Bewegungsvorstellungen, deren Schlußglied in der Regel die Vorstellung der lustbetonten Belohnung durch Futter bildet.

Die Handlungen der obersten Stufe, *Handlungen auf Grund von Einsicht*, erkennen wir dem Tier, auch den höchststehenden Anthropoiden nicht zu. Wir müssen allerdings den Begriff „Einsicht“ präzisieren. Es wird dies wohl niemand dahin mißverstehen, als ob wir etwa einem Hund, der durch eine offenstehende Tür in einen abgeschlossenen Raum schaute, eine Einsicht in den Hof- oder Zimmerraum bestritten, oder es nicht gelten lassen wollten, daß ein über einen schmalen Feldweg laufendes Tier einem dort befindlichen verglimmenden Kartoffelstrohfeuer, durch seine Sinneswahrnehmungen belehrt, ausweichen wird. Wir verstehen unter „Einsicht“ eine Erkenntnis, die wesensmäßig eine Beziehungserfassung einschließt. In vorzüglich geplanten und glänzend geschilderten Versuchen mit Menschenaffen wußte Wolfgang Köhler Handlungen aus diesen Tieren herauszulocken, die auf den ersten Blick ohne Einsicht in unserem Sinne nicht zu leisten waren. Dem kritischen Leser verrät das Gesamtverhalten der Schimpansen aber bald, daß die Versuchssituation Ähnlichkeit mit biologischen Situationen aus dem Tierleben hat, für die ein besonderer Instinkt zu Gebote steht. Daß unter dem dauernden Einfluß eines in der Versuchslage gegebenen Reproduktionsmotivs schließlich der angeborene Instinkt

ganz oder zum Teil durchbricht, ist theoretisch ebenso einleuchtend wie für den Zuschauer verblüffend. Aber was immer auch Tiere auf der Basis von Instinkt oder Dressur leisten mögen, es kommt gegen die Jahrtausende währende geistige Sterilität des Tierversandes nicht in Betracht. Mit der Unfähigkeit, sich dem bewußt gewordenen Objekt gegenüber zu distanzieren, schwindet auch die Voraussetzung einer freien Willensentscheidung.

4. Metaphysische Folgerungen aus den Tatsachen der tierischen Erkenntnis. Da sich die gesamte Erkenntnis des Tieres auf anschauliche Inhalte beschränkt, verbleibt der erkennenden Tierseele nach Zerstörung des Körpers keine ihr als Seele eigentümliche Erkenntnis- oder Willensfunktion, darum überhaupt kein Zweck mehr. Unter diesem Gesichtspunkt ist ein Fortleben des Tieres nach dem Tode nicht anzunehmen.

Andererseits aber läßt das Verhalten des Tieres vermuten, daß es auf seine Wahrnehmungen als Ganzes reagiert, daß es also die Wahrnehmung des Menschen als eines Gesamtgegenstandes hat. Das spricht aber (nach S. 6) für ein unteilbares, einfaches erkennendes Prinzip, was wiederum eine Erschaffung bzw. eine Vernichtung der Tierseele durch Gott besagt. Wenn man nun auch weniger Schwierigkeit empfindet, einen Eingriff des Schöpfers beim ersten Werden und beim Vergehen des Tieres anzusetzen, so wäre man vielleicht doch weniger gewillt, überall da eine Erschaffung von neuen Tierseelen zu fordern, wo mechanisch abgetrennte Teile eines Tieres sich zu lebensfähigen ganzen Tieren fortentwickeln. Gewiß, man braucht nicht an einzelne Schöpfungsakte zu denken, es genügt die Annahme eines einmal aufgestellten kosmischen Gesetzes: Wo immer ein bis zur Tierstufe entwicklungsfähiger Organismus vorhanden ist, da soll eine Tierseele entstehen¹⁾.

XIII. THEORIEN ÜBER DAS VERHÄLTNISS VON LEIB UND SEELE.

Hat uns schon die genauere Betrachtung des tierischen Seelenlebens zu metaphysischen Fragen zurückgeführt, so wird man von den Problemen des menschlichen Seelenlebens nicht Abschied nehmen können, ohne die fundamentale Frage nach dem Verhältnis von Leib und Seele wenigstens einmal aufgeworfen und in ihren Hauptlösungen kennengelernt zu haben.

1. Der Dualismus von Leib und Seele. Wer seelisches Leben aus der Nähe studiert hat, wird gar nicht in die Versuchung kommen, den Dualis-

1) Dasselbe Gesetz mutatis mutandis auf den bis zur Menschenstufe entwicklungs-fähigen Organismus ausgedehnt, würde die Abstammung des Menschen aus dem Tierreich als mit den christlichen Anschauungen vereinbar erscheinen lassen, ohne doch den wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier zu verwischen. Dabei bliebe die ganze Beweislast dem Verfechter einer absoluten Deszendenzlehre zugeschoben. Vgl. hierzu: V. R ü f f n e r, Die Natur und der Mensch in ihr. Abt. 10 des Gesamtwerkes „Die Philosophie“.

mus Leib-Seele durch Zurückführung des einen auf das andere zu überwinden. Er wird sich vielmehr sagen, daß die Scheu vor dem Dualismus einer weltanschaulichen Voreingenommenheit entspringt. Die Philosophie hat sich mit den Tatsachen abzufinden, nicht diese zurechtzumodeln. Da ist nun kaum eine andere Tatsache so aufdringlich und unverkennbar wie die eines durchgängigen Dualismus in der Welt der Dinge. Leib und Seele sind zwei verschiedene Dinge mit ganz verschiedenen Eigenschaften, allerdings Dinge, die in einem sehr engen Kontakt miteinander stehen. Die Frage nach der Art dieses Kontaktes ist nicht zu umgehen. Sie führte zu den verschiedenen Theorien über das Verhältnis von Leib und Seele.

2. Die Theorie der Wechselwirkung. Sie ist sicher diejenige, zu der der philosophierende Mensch am ehesten durch Beobachtung der Tatsachen geführt wird. Der physikalische Reiz trifft das Sinnesorgan. Die anatomische Forschung zeigte immer genauer, welchen Weg die nervöse Erregung auf der Nervenbahn nimmt, um schließlich mit einer Erregung in einem ziemlich genau umschriebenen Hirnfeld zu enden. Dieser letzten sog. psychophysischen Erregung entspricht eine Empfindung. Es scheint also das Körperliche irgendwie auf das Seelische eingewirkt, es gewissermaßen gereizt zu haben.

Andererseits wissen wir, daß in unsern Willenshandlungen das Verhalten des Körpers vom Geistigen her gesteuert wird. Wir kamen sogar zu einer ganz konkreten Anschauung: das Seelische beeinflusse die Richtung der schon in Bewegung befindlichen psychophysischen Energie (s. oben S. 37). Also eine wechselseitige Beeinflussung von Leib und Seele: die Theorie der Wechselwirkung.

Gegen diese Theorie der Wechselwirkung erhebt man nun im Namen des Kausalgesetzes den Einwand, Ursache und Wirkung müßten von derselben Art sein. Darum könne Materielles, Ausgedehntes nicht auf Geistiges wirken und umgekehrt. Aber das Kausalgesetz besagt gar nichts über die Beschaffenheit von Ursache und Wirkung, es besagt nur: Wenn irgendwo eine Veränderung eintritt, so verlangt diese eine entsprechende Ursache. Nur in diesem Sinne ist der Kausalsatz evident. Allerdings stößt die Annahme einer Wechselwirkung zwischen Leiblichem und Geistigem auf eine psychische Hemmung, auf eine für sie ungünstige Denkgewöhnung. Wollen wir gewohnheitsgemäß diesen Gedanken der Wechselwirkung veranschaulichen, so begegnet dieser Versuch Schwierigkeiten. Aber früheren Denkern war diese Schwierigkeit kein Grund, den physikalischen Satz, daß Bewegung Wärme, Wärme Ausdehnung bewirke, abzulehnen, noch ehe die kinetische Wärmetheorie den Anstoß behoben hatte.

Und doch möchte ich diesem Einwand etwas mehr Gewicht beilegen. Ist es denn nicht eine allgemein menschliche Überzeugung, daß das Materielle dem Geistigen nichts anhaben kann, eine Überzeugung, über die sich nur die Dichtung hinwegsetzen darf? Und sollte in dieser Überzeugung nicht ein Hinweis enthalten sein, daß es einer besonderen Art und Weise

der Verbindung von Geistigem und Körperlichem bedarf, damit eines auf das andere einwirke?

Eine andere Schwierigkeit leitet sich aus dem Gesetz von der Erhaltung der Energie her: Das Einwirken der Seele auf den Körper müsse eine Vermehrung der Energiesumme bewirken. Doch betrachten wir die Sache genauer! „Energie“ wird hier verstanden als Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Das Gesetz besagt nun: In einem abgeschlossenen Körpersystem bleibt die Summe der Energie konstant, es kann wohl eine Energieform verschwinden, z. B. Bewegung, aber dann taucht sie als andere Energieform, z. B. Wärme, wieder auf.

Vorab ist hier zu betonen, daß Leib und Seele nicht ein derartiges abgeschlossenes Körpersystem sind. Weniger empfehlenswert hingegen erscheint die Ausflucht, die Gültigkeit des Satzes sei für den Menschen oder das Tier nicht genau erwiesen, vielleicht verstecke sich die doch vorhandene Verschiebung der Energiesumme in dem wahrscheinlichen Fehler, den die Forscher für ihre Messungen zugeben. Man wird wohl nicht viel mehr an Sorgfalt und Genauigkeit erwarten dürfen als bei den bekanntesten Messungen aufgewandt wurde. Wir können heute ziemlich bestimmt angeben, welche Art von Eingreifen des Seelischen zur Erklärung der Tatsachen anzusetzen ist: wir brauchen nur anzunehmen, daß das Seelische in der Aufmerksamkeitszuwendung eine Richtungsänderung der schon in Bewegung begriffenen psychophysischen Energie bewirke. Eine Richtungsänderung bedingt aber keine Veränderung der vorhandenen Energiesumme. Wenn somit die Theorie der Wechselwirkung der vorhandenen Energiesumme erscheint, so könnte sie doch, bis wir besseres finden, unseren theoretischen Ansprüchen genügen.

3. Der psychophysische Parallelismus. Kein ernstlicher Lösungsversuch, sondern eine Flucht in die bildhafte Sprache ist der von Spinoza eingeführte psychophysische Parallelismus: Das Geistige verhalte sich zum Körperlichen wie die Außenseite einer Kugelschale zur Innenseite, in Wirklichkeit liefen sie einander parallel, zeigten jedoch verschiedene Aspekte, je nach dem Standpunkt des Betrachtenden; erscheine doch auch dasselbe Element der Kugelschale von außen gesehen konvex, von innen gesehen konkav. Vom psychophysischen Parallelismus, der zu jedem psychischen Phänomen einen physiologischen Parallelvorgang im Körper des Erlebenden annimmt, bleibt dieser universelle metaphysische Parallelismus, die Lehre von der Allbeseelung, zu unterscheiden. Nach dieser Metaphysik muß jedem Materiellen ein Psychisches deshalb sein notwendig entsprechen, weil beide nur Attribute der einen einzigen Allsubstanz sind — eine Deutung des Seins, die dem Wesensunterschied von Seelischem und Körperlichem nicht gerecht wird und die einem bestimmten dichterischen Allempfinden entsprungen ist; ein Beispiel zugleich für die Nichterfüllung der Forderung, daß die metaphysisch-philosophische Deutung des Seienden sich nach den Tatsachen des Seins richten muß. Aber auch die Beweisstützen des spinozistischen Parallelismus sind vorwiegend nur die

schon behandelten Einwände gegen die Wechselwirkungslehre. Andererseits läßt sich zeigen, daß der psychophysische Parallelismus zum universellen führt: Er nimmt zwei geschlossene Kausalreihen an, eine physische und eine psychische, zwischen denen nur Zuordnung, nicht kausale Einwirkung herrscht. Die Ursache für eine psychische Erscheinung E ist in der Erscheinung D zu suchen, in der physischen Reihe ist die Ursache des Vorganges e der Vorgang d. Aber sehr bald verlieren sich beide Reihen, wenn wir sie noch weiter rückwärts verfolgen, in unkontrollierbare Gebiete, wir kommen in der physischen Reihe zu Vorgängen außerhalb unseres Gehirngeschehens, somit zum universellen Parallelismus.

4. Die Theorie der einheitlich-substantiellen Ganzheit von Leib und Seele. Diese in der aristotelisch-thomistischen Scholastik vertretene Theorie (unio substantialis) sucht der Tatsache des einheitlich-ganzheitlichen individuellen Menschseins gerecht zu werden. Heute, wo das Verhältnis von Leib und Seele vielerseits wieder als *Ganzheit* bestimmt wird, in der Physisches und Psychisches in seinem Eigensein gewahrt, aber untrennbar verbunden ist, bedarf sie besonderer Beachtung, nicht zuletzt auch darum, weil in dem Ganzen von Leib und Seele diese als die den Körper aufbauende „Entelechie“ angesprochen wird (H. Driesch u. a.).

Der Versuch jedoch, eine große und umfassende Theorie zu würdigen, hat stets ein Dreifaches zu beachten: 1. die *Ziele* und Aufgaben, die sich eine solche Theorie stellt, 2. die *Annahmen*, mit deren Hilfe sie das Ziel zu erreichen sucht, 3. den Grad der *Wahrscheinlichkeit*, den sie ihren Annahmen zu erarbeiten versteht.

a) Das *Ziel* der Theorie der einheitlich-substantiellen Ganzheit von Leib und Seele ist vornehmlich dies, die Einheit und Ganzheit des erlebenden und handelnden Menschen zu betonen, sodann einen Rahmen zu finden, der die psychologischen Tatsachen alle umspannt und ihnen ihre letzte Erklärung gibt. Ohne Zweifel eine nicht zu knappe Zielsetzung!

b) Die *Annahmen*, durch die dieses Ziel erreicht werden soll, ruhen auf den Begriffen der *substantia completa* und *incompleta*, sowie der *forma*. Die Seele ist die Form des Körpers. Sie macht ihn erst zu dem, was er ist, zum menschlichen. Seele und Körper verbinden sich zu einem einheitlichen substantiellen Wesen, der menschlichen Person. Es läßt sich nicht leugnen, daß keiner andern Theorie so glückliche terminologische Wendungen zu Gebote stehen wie dieser. Auch daß Leib und Seele ein Tätigkeits- und Handlungsprinzip werden, daß sinnliche Wahrnehmung und sinnliches Streben Akte eines einzigen Prinzips sind, in dem Leib und Seele verbunden sind, vereinfacht manches Problem.

c) Nicht so einfach läßt sich über die *Wahrscheinlichkeit* der erwähnten Annahmen sprechen. Sie sind durchaus logische Folgerungen aus dem hylomorphistischen System des Aristoteles, wonach alle Körper sich aus Materie und Form zusammensetzen. Erst die Form macht den Körper zu dem, was er ist. Darüber im einzelnen zu befinden, ist nicht Sache der Psychologie. Aber dies kann auch die Psychologie zeigen: Die Seele

formt und gestaltet den Leib, sie „durchseelt“ ihn zum *menschlichen* Leibe. Sie lebt in allen Akten des Menschen, die somit leiblich-geistiges Sein sind. Aber Leibliches und Geistiges stehen hier doch nicht nur im Verhältnis additiven Nebeneinanders, sondern sie sind zu einem unzertrennlichen Ganzen so verbunden, daß die Seele die führende Rolle spielt und doch — weil sie eben mit dem Leibe zu einem „Ganzen“ verbunden ist — auch ihrerseits vom Leiblichen her mitbestimmt wird. Ohne den Leib würde auch die Seele nicht alle ihre Anlagen entfalten können — man denke an ihre sinnlichen Akte, an ihr künstlerisches Empfinden u. a. —, aber in der Verbundenheit mit dem Leibe und einem je bestimmten, besonderen Leibe sind andererseits auch Hemmungen begründet, die die Entfaltung der Seele behindern und in bestimmte Richtung drängen, — das zeigen die seelischen Erkrankungen und überhaupt die weithin wirksame Abhängigkeit seelischen Lebens von körperlichem Befinden und leiblichen Zuständen. Die zuletzt erörterte Theorie wird also auch den *Wahrheitsmomenten* gerecht, die wir bei der Behandlung der Theorie von der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele fanden, wenn man sie nur recht versteht und also diese „Wechselwirkung“ innerhalb eines *Ganzen* sich vollziehen sieht, in dem der eine Teil auf den anderen angewiesen ist und in dem beide Teile und ihr gegenseitig in Beziehung stehendes Leben nicht nur äußerlich miteinander verbunden sind, sondern gegenseitig einander beeinflussen bei aller Wahrung der Seele als der aufbauenden, aber von ihrem Werke, dem Leibe, in ihrer Betätigung auch abhängigen „Entelechie“.

XIV. DAS MENSCH- UND WELTBILD UNTER BERÜCKSICHTIGUNG DER PSYCHOLOGISCHEN ERKENNTNISSE.

Noch einmal erweist die Psychologie ihre Verbindung mit der Philosophie, wenn der Psychologe die Resultate seiner Erforschung des menschlichen Seelenlebens auf die Bedeutung hin untersucht, die ihnen eignet für die Beantwortung der Frage nach dem *Sinn* dieses menschlichen Lebens in der Welt. Doch bevor wir fragen, wie sich unser Weltbild gestaltet, wenn wir unsere psychologischen Erkenntnisse in dieser Weise verwerten, müssen wir noch eine wichtige Frage zuvor klären, die Frage nach dem Ursprung der Menschenseele.

1. Der Ursprung der Menschenseele. Unwissenheit über die Vorgänge bei der Entstehung des Menschen, andererseits wenig geläuterte Begriffe vom Wesen der Erbsünde ließen in der frühchristlichen Philosophie mancherlei verwunderliche Ansichten über den Ursprung der Seele aufkommen. Man dachte an eine Vererbung der Seele, an eine Herüberleitung eines Seelenablegers von den Eltern her, oder an eine Ausstrahlung des göttlichen Wesens. Mit fortschreitender Begriffsklärung jedoch erkannte man, daß ein geistiges Prinzip nicht auf dem Wege irgendwelcher Teilung weitergegeben

werden kann, sondern auf dem Wege der *Erschaffung* im eigentlichen Sinne entstanden gedacht werden muß. Erschaffen aber ist, wie metaphysisches Nachdenken zu zeigen hat, ein Akt, der Gott allein zusteht, weshalb auch die Eltern nur Bedingungen für die Erschaffung setzen, an ihr selbst aber nicht teilhaben. Durch die Erkenntnis, daß jede einzelne Seele unmittelbar aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen ist, kommt also ein sehr erhabener Zug in das Bild des Menschen hinein.

2. Das Bild vom Menschen. Auch durch ihr *Wesen* macht die Seele den Menschen zu etwas Großem: Als geistiges Wesen hebt sie ihn aus allem Materiellen heraus. Dasselbe gilt von ihren *Leistungen*. Sie ist es, die den Menschen zum denkenden und wollenden Wesen macht. Ihr ist zu danken, was er in Wissenschaft, Kunst und Technik geleistet hat. Und endlich berechtigt seine Bestimmung für die *Unsterblichkeit* den Menschen zu einer so hohen Selbstbewertung seiner selbst als Mensch, daß es eigentlich für ihn niemals ausreichenden Grund zur Entstehung hemmender Minderwertigkeitskomplexe geben sollte. Andererseits liefert ihm gerade die moderne Psychologie Sicherungen und Stützen genug, um ihn vor verderblicher *Hybris* zu bewahren. Unsere Seele ist als geistiges Wesen von Gott nach seinem Ebenbild geschaffen. Wir haben aber gar keinen Grund zu der Annahme, die einzelnen Menschenseelen seien voneinander verschieden, da sich alle beobachteten Verschiedenheiten der Individuen aus der Verschiedenheit der am psychophysischen Prozeß beteiligten Materie erklären lassen. Eben- sowenig kennen wir eine Verschiedenheit der ursprünglichen geistigen Veranlagung im Denken und Wollen. Auch einen Zuwachs innerhalb dieser Gaben nehmen wir nicht an.

Ja, empirisch psychologisch betrachtet, muß des Menschen Seele *klein* genannt werden. Sie hat nicht die Fähigkeit, durch die Sinne wie durch Fenster die Außenwelt zu betrachten und unmittelbar in sich kennenzulernen. Selbst ihre Denkinstrumente muß sie sich erarbeiten. In der Verwertung dessen, was sie gelernt hat, ist sie in der empfindlichsten Weise vom Körper abhängig. Selbst über den Körper und dessen Muskeln und Gliedmaßen ist sie nicht Herr, so wie man es sich denken und manchmal auch wünschen möchte: aus Zufallsbewegungen in der ersten Kindheit wird das unentbehrliche Hilfsmittel der Muskelbewegung gewonnen.

Und schließlich, das, was ihm Leitstern seines Strebens werden soll, die *Werte*, sind dem Menschen nicht in unmittelbar evidenter Schau gegeben. Er muß an sich selbst erfahren, was ihn unmittelbar oder mittelbar beglückt.

3. Der Ernst des Menschenlebens in der Welt. Durch die rechte Auffassung unseres Seelenlebens kommt endlich ein großer Ernst in unsere ganze Weltanschauung. Wo kein Ernst, da keine Spannkraft, da im Grunde genommen überhaupt keine Weltanschauung. Dieser Ernst der Weltanschauung ist bedingt durch die Tatsache, daß es uns gegeben ist, mit echter *Freiheit* zu wählen; daraus ergibt sich die *Verantwortlichkeit*. Ohne

Rücksicht darauf, ob man bestimmte Anlagen geerbt hat, aus innerer Selbstbestimmung heraus können wir sagen: Wir entscheiden uns für dies und jenes; das ist echte Freiheit, die Verantwortlichkeit nach sich zieht. Zu tiefem Ernst stimmt letztlich die Tatsache, daß der Mensch über sein *Leben hinaus* wirken kann. Er kann sich wertvolle Ziele setzen, seinem Leben kann er eine Bestimmung und damit auch eine Gestaltung geben, durch die er über die wenigen Tage, die ihm beschieden sind, hinaus- schaffen kann.

XV. ALLGEMEINE ÜBERSICHT ÜBER RICHTUNGEN UND GEBIETE DER PSYCHOLOGIE.

Gemäß unserer zu Beginn geäußerten Absicht haben wir das Bild vom menschlichen Seelenleben entworfen, wie es sich aus unserer eigenen Forschung ergab, ohne dabei abweichenden Anschauungen zuviel Raum zu gewähren, noch eklektizistischen und synthetisierenden Tendenzen nachzugeben. Diese Methode empfahl sich sachlich und didaktisch im Interesse sowohl einer Einführung in die psychologische Arbeit als eines klaren und kurzen Überblickes über die Fragen der Psychologie.

Nachdem dieser Zweck erreicht ist, dürfte am Schlusse eine kurze Übersicht über die Richtungen und Gebiete der Psychologie angebracht sein, die in die Mannigfaltigkeit gegenwärtiger Auffassungen von den Aufgaben psychologischer Forschung einen Einblick gewährt.

Wir unterscheiden die *philosophische Psychologie*, die nach den letzten Prinzipien des Seelenlebens, nach der Seele, ihrem Wesen, ihrer Herkunft, ihrer Bestimmung und ihrer Verbindung mit dem Leibe fragt, von der *Psychologie als Tatsachenwissenschaft*, wissen aber aus dem Vorhergehenden, wie eng beide dennoch zusammengehören. Bei unserem jetzigen Überblick handelt es sich nur um die *Psychologie als Tatsachenwissenschaft*.

1. Psychologische Richtungen nach ihrem Gegenstand. Über den Gegenstand der Psychologie als Tatsachenwissenschaft bestehen drei verschiedene Auffassungen.

a) Was wir im Traum erleben, was sich ereignet bei einer Wahrnehmungstäuschung, beim Erinnern oder Vergessen u. dgl., sind zweifellos interessante Tatsachen, die zur Erforschung anreizen. Aber auch, was man sonst als *Erlebnis* bezeichnet, wie Wahrnehmen, Vorstellen, Denken, Fühlen usw., sind Vorkommnisse, die keineswegs jedermann klar und durchsichtig sind, deren Erforschung aber reizvoll und praktisch bedeutsam ist, — man denke nur etwa an die Zeugenaussage. So fing denn auch die älteste Forschung mit solchen Tatsachen an. Erinnert sei hier nur an Aristoteles' Reproduktions- solchen Tatsachen an. Erinnert sei hier nur an Aristoteles' Reproduktions- gesetze und an Platons Philosophieren über die Erkenntnis und die Begriffe. Alle führenden Psychologen haben sich dieser Aufgabe gewidmet. Und wenn auch noch manche Rätsel von uns, ihren Nachfolgern, zu lösen

sind, so gelingt es doch, je länger, je mehr beweisbare Sätze aufzustellen, die sich allmählich zu ganzen Systemen zusammenschließen, m. a. W. eine echte Wissenschaft ergeben. Diese Richtung in der Psychologie nennt sich nach ihrem Gegenstand **E r l e b n i s p s y c h o l o g i e**.

b) Die Grundmethode der Erlebnispsychologie ist die **S e l b s t b e o b - a c h t u n g**, und zwar die rückschauende: die meisten Erlebnisse verschwinden nicht momentan, sondern klingen langsam ab. Bei diesem Abklingen lassen sie sich vom Erlebenden beobachten, ohne daß das Abklingen oder die Beobachtung dabei etwas Wesentliches an ihnen verändern könnte. Zur Erforschung der Erlebnisse höherer Art, wie des Denkens, Wollens, Fühlens u. ä., hat man diese Methode zur Methode der **e x p e r i m e n t e l l e n , s y s t e m a t i s c h e n S e l b s t b e o b a c h t u n g** ausgebaut (N. A c h). Ein Versuchsleiter (VI) wählt die Erlebnisse aus, die erkundet werden sollen, eine oder mehrere Versuchspersonen (Vpn) stellen sich dem Versuchsleiter zur Verfügung. VI versetzt durch Aufgaben bzw. Reize die Vpn in solche Situationen, daß sie die fraglichen Erlebnisse durchmachen müssen. Sobald diese eingetreten und durchlebt, wenden die Vpn die rückschauende Selbstbeobachtung an und schildern dann dem VI das Erlebnis; dieser hält die Beschreibung in einem Stenogramm fest, um aus einer großen Zahl solcher Erlebnisbeschreibungen, ähnlich wie der Untersuchungsrichter aus den Zeugenaussagen oder der Historiker aus seinen Quellen, den wahren Tatbestand zu ermitteln. Dieser Teil der Forscheraufgabe erfordert Vertrautheit mit philosophischen Grundbegriffen und Blick für das, was jenseits des handgreiflich Anschaulichen liegt.

Die Amerikaner hatten sich nun sehr früh für die experimentelle Psychologie begeistert, sie in Deutschland studiert, von wo sie auch die neuen Probleme und Methoden hinüberbrachten, so auch die eben beschriebene Methode der systematischen experimentellen Selbstbeobachtung. Allein infolge ihrer philosophischen Abhängigkeit vom englischen Sensismus und infolge ihrer eigenen Mentalität fanden sie sich mit dieser Methode auf dem Gebiet der höheren Funktionen nicht zurecht. Die „Introspektion“ wurde ihnen verdächtig und verleidet. Um dieselbe Zeit erfuhren sie, daß man in den Schulen der russischen Physiologen **B e c h t e r e w** und **P a w l o w** neue wertvolle objektive Methoden der Beobachtung der Drüsenreflexe einführt: Tritt das Futter in den Bereich der tierischen Wahrnehmung, so reagieren die Speicheldrüsen im Maul bzw. Bauch des Tieres lebhaft. Wird nun das Tier darauf dressiert, jeweils vor Empfang des Futters eine sinnliche Wahrnehmung zu erleben, einen Ton, eine Farbe usf., dann setzt der lebhaftere Speichelfluß, den man quantitativ messen kann, schon bei diesen Erlebnissen ein (bedingter Reflex). Es läßt sich also objektiv feststellen, welcher von dem „Freßton“, dem Ton aus den Dressurversuchen, verschiedene Ton noch die gleiche Reflexerregung bewirkt. Das sollte für Amerika die Erlösung von der Introspektion, ja vom Bewußtsein als solchem werden: Untersuchen wir statt des unsicher zu beobachtenden Bewußtseins das mit unsern Sinnen wahrnehmbare äußere Verhalten (behavior); ob es überhaupt ein Bewußtsein gibt, kann man füglich bezweifeln. Diese Lehre des **B e -**

h a v i o r i s m u s, Gegenstand der Psychologie sei das äußere Verhalten, ist durch den vorhergehenden Abschnitt (a) widerlegt und wird mit der ganzen Richtung an Anämie sterben.

c) Eine dritte Ansicht über den Gegenstand der Psychologie ist deutschen Ursprungs. Sie geht auf **W i l h. D i l t h e y** zurück und wird heute zumal von **E d. S p r a n g e r** vertreten. Sie gehen von der richtigen Beobachtung aus, jede Zeit habe ihre eigenen Ideen, Wertungen, Lebensgewohnheiten — wir stellen das heute in Deutschland mit eigenen Augen fest. Spranger redet in Anlehnung an ein Wort Hegels, doch ohne dessen metaphysischen Gehalt, vom „objektiven Geist“ einer Zeit. Wollte man z. B. einen Menschen der französischen Revolution verstehen, so müsse man ihn aus dem objektiven Geist dieser Zeit heraus zu verstehen suchen. „Einen Menschen verstehen, heißt ihn aus seiner Zeit verstehen“ — sagt auch **Theod. E r i s m a n n**, der Vertreter einer „induktiven und einsichtigen Psychologie“. So richtig diese Auffassung an sich ist, so unglücklich wäre es, diesem Bemühen den viel weiter spannenden Namen „Psychologie“ allein beilegen zu wollen. Die Fragen nach dem **Wie** und **Warum** der seelischen Erlebnisse müßten **d o c h** gestellt und beantwortet werden. Ihre haltbaren Lösungen ergäben eine systematische Wissenschaft, im Vergleich zu der die Sprangerschen Sinnbeziehungen doch nur **e i n e**, nicht einmal die vor-dringlichste Anwendung eben dieser Wissenschaft wären. Der Anspruch der „**v e r s t e h e n d e n P s y c h o l o g i e**“, die Psychologie schlechthin zu sein, ist darum unberechtigt. Aber es sei anerkannt, daß sie sowohl wie der Behaviorismus der alten Psychologie durch neue Aufgaben und Methoden wertvolle Anregungen vermittelt hat.

2. Die Psychologie nach ihren Zielen. Eine zweite, ganz allgemeine Einteilung der Psychologie läßt sich nach den von ihr gesteckten **Z i e l e n** anstellen.

a) Als **r e i n w i s s e n s c h a f t l i c h e P s y c h o l o g i e** ist sie nur auf die Gewinnung psychologischen **W i s s e n s** ohne Rücksicht auf dessen Verwertung aus **I h r G e g e n s t a n d** ist das Gesamtgebiet der seelischen Erlebnisse und das, was mit diesen **z u s a m m e n h ä n g t**. Als Methode läßt sie jedes wissenschaftlich einwandfreie Verfahren der Wissensgewinnung gelten, bevorzugt aber das **E x p e r i m e n t**, weshalb sie auch schlechthin „**e x p e r i m e n t e l l e P s y c h o l o g i e**“ genannt wird. Nach ihrer Aufgabe bezeichnet man sie auch als **A l l g e m e i n p s y c h o l o g i e**, die den Durchschnittsmenschen in all seinen seelischen Erlebnissen und Leistungen zu erforschen hat. Ihr Supplement ist die „**t h e o r e t i s c h e P s y c h o l o g i e**“, die, aus ähnlichen **B e d ü r f n i s s e n** wie die theoretische Physik entstanden, ein System letzter Sätze und Gesetze anstrebt, gewissermaßen eine Psychologie aus der **V o g e l s c h a u**.

b) Neben der rein wissenschaftlichen erstet heute in raschem Tempo die auch auf **V e r w e r t u n g b e d a c h t e p s y c h o l o g i s c h e F o r s c h u n g**, die ihrerseits wiederum entweder die Förderung anderer Wissenschaften oder die Förderung der Praxis im Auge hat. Jene wird man

zweckmäßig angewandte Psychologie benennen, z. B. Sprachpsychologie. Diese hingegen deckt der Begriff der „praktischen Psychologie“¹⁾.

3. Richtungen und Sondergebiete der modernen Psychologie nach Stoffen, Methoden und wissenschaftlichen Prinzipien. Wir suchen

a) die stofflichen Gruppierungen zu überblicken. Sie sind zumeist aus ihren Benennungen erkenntlich. Eine systematische Einteilung kann jedoch von diesem Gesichtspunkte aus nicht gegeben werden, da diese Richtungen fortwährend im Entstehen und Vergehen begriffen sind, je nach ihrer zeitgeschichtlichen Bedingtheit oder ihrer Ergiebigkeit. So gibt es eine Psychologie des Faschismus, eine Psychologie des Missionsfreundes oder gar eine „Unterm-Regenschirm-Psychologie“. Allein aus dem Namen verständlich sind außer den soeben genannten: Sprach-, Rechts-, Kinderpsychologie. Psychoanalyse und Individualpsychologie wurde oben (Abschnitt XI) besprochen. Die Entwicklungspsychologie hingegen bedarf noch sehr der Klärung. Man kann darunter die Entwicklung psychischer Funktionen aus der Zusammenarbeit primitiverer verstehen; fast alle Erlebnisse, besonders aber die im Traume, lassen sich so studieren. Man wird an Charakterentwicklungen denken im Sinn des Dichterwortes „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären“. Man wird aber auch bloße Stufenschilderungen einzubeziehen haben, bei denen der Entwicklungsprozeß ganz und gar Forschungsgegenstand einer anderen Wissenschaft bleibt. So erforscht die Nervenphysiologie die allmähliche Entwicklung des Auges; angefangen von einem primitiven Organ, das allenfalls lichtempfindlich ist, aufsteigend zu einem höheren, das schon ausgebreitete Lichtflecke und Schatten wahrnimmt, dann zu einem solchen mit einer Linse ausgestattet, das die Umrisse des Reizes auf eine Netzhaut wirft, die endlich fähig ist, einige oder alle von uns gesehenen Farben wahrzunehmen. Der Psychologe stellt dabei nur fest, daß die auf immer höheren Stufen liegenden Reaktionen eine entsprechende Stufenfolge von Wahrnehmungen voraussetzen, während allenfalls der Gehirnanatom eine stetige Entwicklung des physiologischen Organs verfolgen kann.

b) Besondere Methoden verlangt die Psychophysik. Mit den in größeren Werken geschilderten psychophysischen Methoden ermittelt sie sog. Schwellenwerte, d. i. den geringsten Reiz, der eben eine Empfindung auslöst, den geringsten Zusatzreiz, der eine eben merkliche Steigerung der Empfindung bewirkt, u. ä. m. Fechner, der Vater der Psychophysik, erhoffte ursprünglich, mit ihr das Verhältnis Leib-Seele zu erforschen oder doch den Ausgangspunkt zu einer mathematischen Behandlung des gesamten Seelenlebens zu finden; beide Hoffnungen scheiterten an der Nichtmeßbarkeit des Psychischen. Die durch die Psychophysik eingeführten Methoden

1) Die Gegenüberstellung: theoretische und praktische Psychologie ist verfehlt, da „theoretische Psychologie“ einen ganz bestimmten Sinn hat, der den Begriff „allgemein experimentelle Psychologie“ ausschließt.

aber wurden Anfänge einer großen Zahl wertvoller anderer Methoden und erleben heute in der Psychotechnik eine Auferstehung.

Von den besonderen Methoden der Psychologie des höheren Seelenlebens war schon oben (S. 26, 64) die Rede.

c) Zu Differenzen in den Grundanschauungen führen die Stichworte Elementen- und Struktur- oder auch Gestalt- und Ganzheitspsychologie, endlich die Stichworte Assoziations- und Denkpsychologie.

Die Assoziationspsychologie geht auf die englischen Sensisten mit Hume an der Spitze zurück. Sie glaubte, das ganze Seelenleben auf Vorstellungen anschaulicher Natur und deren Verknüpfung, Assoziation, zurückführen zu können. Höhere Prozesse, wie Denken, Wollen, Gestalterfassen, bekümmerten sie nicht. Zweifellos reicht die Erklärungskraft der Tatsachen der Assoziation ungemein weit, zumal wenn sie auf einer brauchbaren Hilfsvorstellung vom Wesen der Assoziation aufgebaut ist. Indes gegen den experimentellen Nachweis des Bestehens und der Wirksamkeit von Denken und Wollen kommt diese Lehre nicht auf, und der einfache Vergleich von tierischer und menschlicher Leistung weist sie in ihre engen Grenzen.

Der Assoziationspsychologie verwandt ist die sog. Elementenpsychologie, die namentlich die Empfindungen und sinnlichen Gefühle studierte, als ließe sich aus ihnen wie aus Bausteinen der Bewußtseinsinhalt aufbauen: „Bauklötzchenpsychologie“. Aber ob überhaupt frühere Psychologen dies ernsthaft unternommen haben, ist fraglich und um so mehr zu bezweifeln, als diese Charakterisierung als „Elementenpsychologie“ aus der Polemik jüngerer Richtungen gegen ältere stammt.

Die Struktur-, Gestalt- und Ganzheitspsychologen beachteten, daß es seelische Gebilde gibt, die nur als Ganze aufgefaßt werden können, nicht aber als eine bloße Zusammensetzung aus Teilen. Es sind Gebilde, die Eigenschaften besitzen, die dem Ganzen anhaften, sog. Komplexqualitäten. Aber es hätte ganz und gar nicht dieser oppositionellen Richtungsbildungen bedurft, die sorgsam fortschreitende experimentelle Forschung stieß ohnedies auf solche Dinge. So konnte der Willensforscher nicht übersehen, daß Streben immer ein Ganzheitliches und des eigenschaftlichen und Komplexqualitäten hinsichtlich des Strebeaktes und des Bewußtseins vom Ziel. Ebensowenig konnte der Denkpsychologe dasselbe an dem einfachsten Relationsgedanken übersehen. Wie die „Resonanzanalogie“ zur Ganzheitsauffassung hindrängt, wurde oben (S. 14) schon angedeutet. Es scheint aber fast, als ob die Antriebe zur Bildung dieser Schulen und zu dem oft abstoßenden Reklamelärm, den sie vollführten, eher weltanschaulichen Tendenzen entsprungen seien. Wenigstens hat sich Koffka, ein Hauptwortführer dieser Richtung, in einem unbewachten Augenblick das verräterische Wort von dem „leidigen Dualismus“ entschlüpfen lassen. Vermutlich wird auch aus diesem Grund die Methode der „Elementaranalyse“ so eifrig angeprangert. Ist sie es doch, die den Dualismus von anschaulichem Vorstellen und Denken, sowie von sinnlichem Fühlen, reproductivem Ablauf und Wollen hervorhebt und darauf hinweist, daß eine

Koppelung dieser geistigen Akte an das Hirngeschehen im Sinne des pp Parallelismus weder sinnvoll denkbar noch durch pathologische Feststellungen glaubhaft zu machen ist. Die meisten Vertreter der zuletzt aufgezählten Richtungen sind nämlich Anhänger eines recht weitherzigen, unbekümmerten Parallelismus und zugleich scharfe Gegner der Elementaranalyse¹⁾.

Es läßt sich nun aber zeigen, daß gerade der Parallelist Elementaranalyse betreiben muß. Entweder ordnet nämlich der Anhänger des Parallelismus die pp Prozesse je einem elementaren Erlebniszug zu, wie er durch Elementaranalyse herausgestellt wird, oder er ordnet sie Gebilden zu, die an sich noch weiter analysierbar wären, sagen wir: ein Gestalterlebnis wird mit einem bestimmten pp Prozeß gekoppelt. Mit solcher Koppelung ist aber — auch für uns z. B. in der Empfindungslehre — die letzte Erklärung empirischer Art gegeben. Verschmäht darum der Parallelist die Elementaranalyse, wozu ihn die scharfe Betonung der Ganzheit, der Einheitlichkeit eines Strukturgefüges verleiten mag, dann lautet seine Erklärung: Die Gestalt A wird durch den pp Prozeß a, die Gestalt B durch pp Prozeß b, Gebilde X durch pp Prozeß x usf. erklärt. Wir fragen: Wie unterscheidet sich eine solche Psychologie noch von der so viel verhöhten alten Vermögenspsychologie von T e t e n s? Denn ob ich sage: das Erlebnis des Komponisten findet in seinem Kompositionsvermögen seine Erklärung, oder ob ich sage: es findet in dem mir ebenso verschleierten pp Prozeß y seine Erklärung — das ist doch nachgerade das nämliche. Die parallelistische Psychologie wirft uns also um hundert Jahre zurück und wird statt wissenschaftlicher Erklärungen nur Schlagworte bieten.

1) Vgl. J o h s. L i n d w o r s k y, Zu Grundfragen der Gestaltpsychologie. In: Stimmen der Zeit. Bd. 127 (1934), S. 80 ff.